

HÖLDERLIN- JAHRBUCH

1954



HÖLDERLIN-JAHRBUCH

IM AUFTRAG DER
FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT

HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH BEISSNER
UND
PAUL KLUCKHOHN

JAHRGANG 1954



J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN
1954

Mit einem Bildnis



Alle Rechte vorbehalten
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es auch nicht gestattet,
das Buch oder Teile daraus
auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen
Printed in Germany
Satz und Druck H. Laupp jr Tübingen

INHALT

NEUE FUNDE

Friedensfeier	1
Ein Brief Hölderlins an seine Mutter (1790)	8
Zu den neuen Texten	9
Hölderlin und die Religionsgeschichte. Von Karl Kerényi	11
Hölderlins Vollendung. Von Karl Kerényi	25
Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung. Von Wolfgang Binder ..	46
Franz Wilhelm Jungs Exemplar des 'Hyperion'. Von Werner Kirchner	79
Über die Realien des 'Hyperion'. Von Friedrich Reißner	93
Die Familie der Diotima. Von Jürgen Isberg.. .. .	110
Ein unbekanntes Hölderlinbildnis. Von Bernhard Zeller	128
Jahresbericht der Friedrich Hölderlin Gesellschaft	133
Hinweis auf Tatsachen. Von Eduard Lachmann	140

FRIEDENSFEIER
VON
FRIEDRICH HÖLDERLIN

Ich bitte dieses Blatt nur gutmüthig zu lesen. So wird es sicher nicht unfaßlich, noch weniger anstößig seyn. Sollten aber dennoch einige eine solche Sprache zu wenig konventionell finden, so muß ich ihnen gestehen: ich kann nicht anders. An einem schönen Tage läßt sich ja fast jede Sangart hören, und die Natur, wovon es her ist, nimmts auch wieder.

Der Verfasser gedenkt dem Publikum eine ganze Sammlung von dergleichen Blättern vorzulegen, und dieses soll irgend eine Probe seyn davon.

Der himmlischen, still wiederklingenden,
Der ruhigwandelnden Töne voll,
Und gelüftet ist der altgebaute,
Seeliggewohnte Saal; um grüne Teppiche duftet
Die Freudenwolk' und weithinglänzend stehn,
Gereiftester Früchte voll und goldbekränzter Kelche,
Wohllangeordnet, eine prächtige Reihe,
Zur Seite da und dort aufsteigend über dem
Geebneten Boden die Tische.
Denn ferne kommend haben
Hieher, zur Abendstunde,
Sich liebende Gäste beschieden.

Und dämmernden Auges denk' ich schon,
Vom ernsten Tagwerk lächelnd,
Ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests.
Doch wenn du schon dein Ausland gern verläugnest,
Und als vom langen Heldenzuge müd,
Dein Auge senkst, vergessen, leichtbeschattet,
Und Freundesgestalt annimmst, du Allbekannter, doch
Beugt fast die Knie das Hohe. Nichts vor dir,
Nur Eines weiß ich, Sterbliches bist du nicht.
Ein Weiser mag mir manches erhellen; wo aber
Ein Gott noch auch erscheint,
Da ist doch andere Klarheit.

Von heute aber nicht, nicht unverkündet ist er;
Und einer, der nicht Fluth noch Flamme gescheuet,
Erstaunet, da es stille worden, umsonst nicht, jezt,
Da Herrschaft nirgend ist zu sehn bei Geistern und Menschen.

Das ist, sie hören das Werk,
Längst vorbereitend, von Morgen nach Abend, jezt erst,
Denn unermeßlich braußt, in der Tiefe verhallend,
Des Donnerers Echo, das tausendjährige Wetter,
Zu schlafen, übertönt von Friedenslauten, hinunter.
Ihr aber, theuergewordne, o ihr Tage der Unschuld,
Ihr bringt auch heute das Fest, ihr Lieben! und es blüht
Rings abendlich der Geist in dieser Stille;
Und rathen muß ich, und wäre silbergrau
Die Loke, o ihr Freunde!
Für Kränze zu sorgen und Mahl, jezt ewigen Jünglingen ähnlich.

Und manchen möcht' ich laden, aber o du,
Der freundlichernt den Menschen zugethan,
Dort unter syrischer Palme,
Wo nahe lag die Stadt, am Brunnen gerne war;
Das Kornfeld rauschte rings, still athmete die Kühlung
Vom Schatten des geweihten Gebirges,
Und die lieben Freunde, das treue Gewölk,
Umschatteten dich auch, damit der heiligkühne
Durch Wildniß mild dein Stral zu Menschen kam, o Jüngling!
Ach! aber dunkler umschattete, mitten im Wort, dich
Furchtbarentscheidend ein tödtlich Verhängniß. So ist schnell
Vergänglich alles Himmlische; aber umsonst nicht;

Denn schonend rührt des Maases allzeit kundig
Nur einen Augenblick die Wohnungen der Menschen
Ein Gott an, unversehn, und keiner weiß es, wenn?
Auch darf alsdann das Freche drüber gehn,
Und kommen muß zum heiligen Ort das Wilde
Von Enden fern, übt rauhbetastend den Wahn,
Und trifft daran ein Schiksaal, aber Dank,
Nie folgt der gleich hernach dem gottgegebenen Geschenke;

Tiefprüfend ist es zu fassen.
Auch wär' uns, sparte der Gebende nicht
Schon längst vom Seegen des Heerds
Uns Gipfel und Boden entzündet.

Des Göttlichen aber empfiengen wir
Doch viel. Es ward die Flamm' uns
In die Hände gegeben, und Ufer und Meersfluth.
Viel mehr, denn menschlicher Weise
Sind jene mit uns, die fremden Kräfte, vertrauet.
Und es lehret Gestirn dich, das
Vor Augen dir ist, doch nimmer kannst du ihm gleichen.
Vom Allelebendigen aber, von dem
Viel Freuden sind und Gesänge,
Ist einer ein Sohn, ein Ruhigmächtiger ist er,
Und nun erkennen wir ihn,
Nun, da wir kennen den Vater
Und Feiertage zu halten
Der hohe, der Geist
Der Welt sich zu Menschen geneigt hat.

Denn längst war der zum Herrn der Zeit zu groß
Und weit aus reichte sein Feld, wann hats ihn aber erschöpft?
Einmal mag aber ein Gott auch Tagewerk erwählen,
Gleich Sterblichen und theilen alles Schiksaal.
Schiksaalgesez ist diß, daß Alle sich erfahren,
Daß, wenn die Stille kehrt, auch eine Sprache sei.
Wo aber wirkt der Geist, sind wir auch mit, und streiten,
Was wohl das Beste sei. So dünkt mir jezt das Beste,
Wenn nun vollendet sein Bild und fertig ist der Meister,
Und selbst verklärt davon aus seiner Werkstatt tritt,
Der stille Gott der Zeit und nur der Liebe Gesez,
Das schönausgleichende gilt von hier an bis zum Himmel.

Viel hat von Morgen an,
Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,
Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang.
Und das Zeitbild, das der große Geist entfaltet,
Ein Zeichen liegts vor uns, daß zwischen ihm und andern
Ein Bündniß zwischen ihm und andern Mächten ist.
Nicht er allein, die Unerzeugten, Ew'gen
Sind kennbar alle daran, gleichwie auch an den Pflanzen
Die Mutter Erde sich und Licht und Luft sich kennt.
Zuletzt ist aber doch, ihr heiligen Mächte, für euch
Das Liebeszeichen, das Zeugniß
Daß ihrs noch seiet, der Festtag,

Der Allversammelnde, wo Himmlische nicht
Im Wunder offenbar, noch ungesehn im Wetter,
Wo aber bei Gesang gastfreundlich untereinander
In Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl
Die Seeligen in jeglicher Weise
Beisammen sind, und ihr Geliebtestes auch,
An dem sie hängen, nicht fehlt; denn darum rief ich
Zum Gastmahl, das bereitet ist,
Dich, Unvergesslicher, dich, zum Abend der Zeit,
O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes; und eher legt
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,
Bis ihr Verheißenen all,
All ihr Unsterblichen, uns
Von eurem Himmel zu sagen,
Da seid in unserem Hauße.

Leichtathmende Lüfte
Verkünden euch schon,
Euch kündet das rauchende Thal
Und der Boden, der vom Wetter noch dröhnet,
Doch Hoffnung röthet die Wangen,

Und vor der Thüre des Haußes
Sitzt Mutter und Kind,
Und schauet den Frieden
Und wenige scheinen zu sterben
Es hält ein Ahnen die Seele,
Vom goldnen Lichte gesendet,
Hält ein Versprechen die Ältesten auf.

Wohl sind die Würze des Lebens,
Von oben bereitet und auch
Hinausgeführt, die Mühen.
Denn Alles gefällt jezt,
Einfältiges aber
Am meisten, denn die langgesuchte,
Die goldne Frucht,
Uraltem Stamm
In schütternden Stürmen entfallen,
Dann aber, als liebstes Gut, vom heiligen Schiksaal selbst,
Mit zärtlichen Waffen umschützt,
Die Gestalt der Himmlischen ist es.

Wie die Löwin, hast du geklagt,
O Mutter, da du sie,
Natur, die Kinder verloren.
Denn es stahl sie, Allzuliebende, dir
Dein Feind, da du ihn fast
Wie die eigenen Söhne genommen,
Und Satyren die Götter gesellt hast.
So hast du manches gebaut,
Und manches begraben,
Denn es haßt dich, was
Du, vor der Zeit
Allkräftige, zum Lichte gezogen.
Nun kennest, nun lässest du diß;
Denn gerne fühllos ruht,
Bis daß es reift, furchtsamgeschäftiges drunten.

EIN BRIEF HÖLDERLINS AN SEINE MUTTER

Liebste Mammal

Über Ihre Reise muß ich staunen; wenn sie nur Ihrer Gesundheit nicht schadet. Gefreut hat mich die Nachricht, daß Sie gutes Gehör bei Scheelhaß hatten. Ich will die Disputationen an ihn adressiren. Heute lass' ich sie vom Buchdrucker zum Buchbinder bringen. Nach Nürtingen werd' ich ungefähr 14 oder 15 schiken müssen. Nächste Woche werd' ich disputiren. Solten Sie also auch die ganze Summe zusammenbringen, so wolt' ich Sie gehorsamst gebeten haben, mir das Karolin für HE. Prof. Bök zu schiken. Und wann Sie das Geld für die Thesesschmäuse nicht für überflüssig halten, so wär es auch allenfalls Zeit dazu. Den Buchbinder und Buchdrucker zahlt man gewöhnlich auch gleich. Doch das überlass' ich Ihrem Belieben.

Sein Sie versichert, liebe Mammal so viel mirs gegeben ist, will ich streben, Ihnen die vielen Bemühungen und Inkommoditäten, die Sie meinerwegen haben, durch Freude zu ersetzen. Ich habe noch vieles zu thun im Sinn. Ich darfs Ihnen als Sohn one Schein der Unbescheidenheit sagen, daß anhaltendes Studiren besonders der Philosophie mir bald zum Bedürfniß geworden ist. Wenn ich hie und da kleine Verdrüßlichkeiten habe, so geh' ich nur desto inniger und aufmerksamer zu meinen Büchern. Hab' ich keinen Lohn dafür, werd' ich vielleicht noch manchmal im Leben verkannt und zurückgesetzt, nun! ich wolte ja keinen Lohn. Meine Arbeit belohnte sich durch sich selbst. —

Die l. Rike soll mir doch auch das nächste mal wieder schreiben. Hier die Stammlättchen für den l. Karl. Zu meinem Schattenriß soll er mir ein eigenes Blättchen schiken. Ich habe mich schon zeichnen lassen. Der l. Fr. Grosamma tausend Grüße.

Die praktische Logik
soll mein Karl Tag
und Nacht lesen. Ich
habe sie schon vor einigen Jaren
von einem andern mit großem
Nuzen gelesen. Ich lass' ihn recht
bitten, sich eine Mühe zu nemen,
die gar bald in Vergnügen über-
gehen werde.

Ihr

gehorsamster Sohn
Hölderlin.

ZU DEN NEUEN TEXTEN

Wir freuen uns, den Mitgliedern der Hölderlin-Gesellschaft noch im heurigen Jahrbuch von dem großen Handschriftenfund berichten zu können, der uns in den ersten Julitagen beglückte. In England kamen vier Handschriften auf einmal ans Licht, drei völlig neue und eine langgesuchte, deren Spur sich im November 1915 verloren hatte.

Unter den drei neuen ist eine so bedeutend, daß die andern, an und für sich gar nicht unwichtig, doch in ihrem Schatten stehn: 'Friedensfeier'. Mit diesem Gedicht, aus dem Entwurfskomplex 'Versöhnender der du nimmergeglaubt...' zu herrlicher Gestalt hervorgewachsen, wird jetzt noch ein vollkommen zu Ende geführter und unversehrt überlieferter Hymnus Hölderlins bekannt, und das ist ein Ereignis, das (von der 'Mnemosyne' abgesehen) seit nahezu sechs Jahrzehnten nicht seinesgleichen hatte. Welch ein Unterschied aber der Aufnahmebereitschaft zwischen heute und dem Jahr 1896, als 'Germanien' zuerst gedruckt wurde! Die vollendete Fassung der 'Friedensfeier' wird die vielumräthelten drei Ansätze des Entwurfs in manchem erhellen und vor allem Klarheit bringen über Hölderlins Christus-Bild. Von der Wiederkunft der Götter singt keiner der bisher bekannten Hymnen in einer so großartigen Ausprägung der neuen Sangart, die der Dichter selber als „das hohe und reine Frohloken vaterländischer Gesänge“ kennzeichnet, deren „Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit“.

Herrn Dr. Martin Bodmer in Cologny bei Genf gebührt der wärmste Dank dafür, daß er die vier Handschriften, kaum daß er sie für seine bewundernswerte Sammlung erworben, dem Herausgeber der Stuttgarter Ausgabe mit der schon oft bewährten Großzügigkeit zur Verfügung gestellt hat. Ihm ist es auch zu danken, daß der Text der 'Friedensfeier' unmittelbar nach seinem Erscheinen als Heft IV der 'Bibliotheca Bodmeriana'¹ in diesem Jahrbuch abgedruckt werden darf. Die äußere Anordnung des Titels und der Vorbemerkung entspricht genau der Handschrift.

¹ Bei W. Kohlhammer, Stuttgart, in Format und Schrift der Großen Stuttgarter Ausgabe, mit einem erläuternden Nachwort von Friedrich Beißner, 43 Seiten, mit einem Faksimile der beiden Anfangsstrophen; für Subskribenten der Stuttgarter Ausgabe und für Mitglieder unserer Gesellschaft zu ermäßigtem Preis.

Der bisher unbekannte Brief an die Mutter hat eben noch als Nachtrag (Nr. 34 a) zu der jetzt erscheinenden ersten Hälfte des von Adolf Beck besorgten sechsten Bandes der Großen Stuttgarter Ausgabe veröffentlicht werden können (S. 470 f.). Die im Druck befindlichen Lesarten und Erläuterungen zu diesem Band werden die Einzelheiten des Briefes erklären, der im Spätsommer 1790, eine Woche vor der Magisterdisputation, geschrieben worden ist.

Das Nähere über die beiden andern Handschriften wird der dritte Band ('Hyperion') der Stuttgarter Ausgabe bringen. Es handelt sich erstens um ein Blatt aus 'Hyperions Jugend', das früher einmal Erich Schmidt besessen und dessen Wortlaut Berthold Litzmann im zweiten Band seiner Ausgabe (1896, S. 53 f.) publiziert hat. Im Hölderlin-Jahrbuch 1951 (S. 164 Nr. 1) war schon nach diesem Blatt geforscht worden – vergebens; die Auffindung der Handschrift, die jetzt einige wichtige Textverbesserungen ermöglicht hat, steht mit jener Suchanzeige in keinem Zusammenhang.

Sodann wird am Schluß des Hyperion-Bandes, als Nachtrag zum ersten Band, ein kurzer Bericht erscheinen über die vierte der aufgefundenen Handschriften, die drei Anfangsstrophen der Ode 'Des Morgens'. Dieser verworfene Anfang zu einer ersten Reinschrift, zwischen H^1 und H^2 anzusetzen als H^{1a} , stammt nach dem Vermerk eines späteren Eigentümers „aus den nachgelassenen Papieren des ‚alten Conz‘ in Tübingen“.

F. B.

HÖLDERLIN UND DIE RELIGIONSGESCHICHTE

VORTRAG GEHALTEN IM ISTITUTO DI STUDI GERMANICI

IN ROM AM 26. MAI 1953

VON

KARL KERÉNYI

Unter den sehr zahlreichen Vorträgen, die hier, in der Villa Sciarra im Rahmen einer wissenschaftlichen Institution und eines unvergeßlichen Gartens gehalten wurden, gibt es zwei, an die ich meine Betrachtung anknüpfen möchte. Beide gingen um Hölderlin.

Den einen hörte ich im April 1936. Es war kein alltäglicher Vortrag. Man durfte ihn eher einen bahnbrechenden nennen, im Sinn der Worte, mit denen derselbe Redner zehn Jahre später, am zwanzigsten Todestag Rilkes, einen ähnlichen Vortrag begründete. Es sei die einzige Not, sagte er, nüchtern denkend im Gesagten einer Dichtung das Unausgesprochene zu erfahren. Das sei die Bahn der Geschichte des Seins. Gelangen wir auf diese Bahn, so beginne damit eine Zwiesprache des Denkens mit dem Dichten. Das gelte der literarhistorischen Forschung unvermeidlich als unwissenschaftliche Vergewaltigung dessen, was jene Forschung für die Tatsachen hält. Der Philosophie gelte es als ein Abweg der Ratlosigkeit in die Schwärmerei. Aber das kümmerte den Redner nicht: „Das Geschick zieht“ – so drückte er dies im späteren Vortrag aus – „um solches unbekümmert seine Bahn.“ Es war der Philosoph Martin Heidegger, der hier 1936 über 'Hölderlin und das Wesen der Dichtung' sprach.

Dieser Vortrag stellte eine besondere Art der Hölderlin-Interpretation dar. Von anderer Art war jener, den im März 1937 der große Altertumsforscher und Begründer einer zugleich ontologischen und historischen Richtung in der Religionswissenschaft, Walter F. Otto, seinerseits auch im schönsten und berechtigtesten Sinn unbekümmert, über den 'Griechischen Göttermythos bei Goethe und Hölderlin' hielt. Goethe bildete dabei nur den Auftakt: es ging vornehmlich um „das Wunder griechischer Wiedergeburt“, das für Otto „Hölderlin“ heißt. Zwei außerordentliche Geister unserer Zeit, auf der Ebene höchsten erkennenwollenden Ernstes, begannen hier ihre auch seitdem nicht unterbrochene Bemühung, um diesen

Dichter: der Philosoph seine auslegende, der Philolog und Religionsforscher seine rein hinstellende Bemühung, entsprechend ihrer eigenen, entgegengesetzten und einander gegenseitig dennoch nicht entwertenden Geistesgestalt. Ein ungewöhnliches, wenn nicht einzigartiges Geschehen, dem wirklich mehr als nur literarhistorische Bedeutung zukommt! Sollte jemand es bezweifeln, so würde schon dieses aufregende Schauspiel der Geistesgeschichte bezeugen, daß auch der Gegenstand solcher Bemühungen weit darüber hinausragt, was man nur „literaturgeschichtlich“ nennt.

Ottos Vortrag, zuerst für sich erschienen (Berlin 1939), wurde weiter ausgeführt zum Buch 'Der Dichter und die alten Götter' (Frankfurt a. M. 1942). Es folgten ihm Ottos Studie über die 'Berufung des Dichters' in der Gedenkschrift zu Hölderlins 100. Todestag (Tübingen 1943) und sein Tübinger Vortrag von 1947 'Hölderlin und die Griechen' (Hölderlin-Jahrbuch 1948/49). Jene 'Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung', die Heidegger der Öffentlichkeit zugedacht hatte, liegen bereits in zweiter Auflage vor (Frankfurt a. M. 1951). Der Rilke-Vortrag 'Wozu Dichter?', der nicht weniger zu Heideggers Hölderlin-Arbeiten gehört, ist in seinem Band 'Holzwege' (Frankfurt a. M. 1950) zu finden.

Der Sinn der Beschäftigung des Philosophen mit dem Dichter wurde auf Grund seines Rilke-Vortrages bereits angedeutet. In seiner Sprache heißt es: „das Denken in einer seinsgeschichtlichen Zwiesprache mit dem Dichten“ (S. 252). Die Schwierigkeit dessen, was er darunter meint, deutet er im selben Vortrag an (S. 254): „Wer möchte sich heute anmaßen, im Wesen der Dichtung so gut, wie auch im Wesen des Denkens einheimisch zu sein und dann noch stark genug, um das Wesen beider in die äußerste Zwietracht zu bringen und so ihre Eintracht zu stiften?“ Ohne sich die Stärke eines Heidegger anzumaßen, könnte man freilich versuchen, auf eine Weise sich klar zu machen, was der Philosoph bei Hölderlin suchte und sucht, die aus dem Gesichtspunkte Heideggers äußerlich, weil nur philosophiegeschichtlich und nicht seinsgeschichtlich ist. Man könnte dazu eine Umschreibung benützen, die von Martin Buber stammt, in seinem Büchlein 'Gottesfinsternis' (Zürich 1953), einer Auseinandersetzung dieses großen religiösen Denkers mit den bedeutendsten Geistesrichtungen unserer Tage. Für Buber erscheint Heideggers Lehre vom Sein, das im Menschen oder durch ihn zu seiner Erhellung gelangt als eine Lehre, „in der die parmenideische Setzung des Seins als des vor- und übergestaltigen Absoluten sich mit Hegels Theorie des im Menschegeist zum Selbstbewußtsein gelangenden Urprinzips seltsam verwebt.“

Diese Umschreibung sei ausdrücklich nur als Hilfskonstruktion für diejenigen vorausgeschickt, die von der Philosophiegeschichte herkom-

men und fragen: Was sucht Heidegger in der Dichtung? „Dichtung ist das stiftende Nennen des Seins und des Wesens aller Dinge“ – so lautete es im Vortrag über 'Hölderlin und das Wesen der Dichtung', – „kein beliebiges Sagen, sondern jenes, wodurch erst all das ins Offene tritt, was wir dann in der Alltagssprache bereden und verhandeln. Daher nimmt die Dichtung niemals die Sprache als einen vorhandenen Werkstoff auf, sondern die Dichtung selbst ermöglicht erst die Sprache. Dichtung ist die Ursprache . . .“ Gewichtige Worte auch ohne den metaphysischen Hintergrund, den wir bei Heidegger keinen Augenblick vergessen dürfen. Die Dichtung ist so die Sprache des Seins, in der dieses im Menschegeist zum Selbstbewußtsein gelangt. Sie zu verstehen ist ebendaher ein wichtiges Anliegen auch des Philosophen. Ist die Dichtung „das stiftende Nennen des Seins und des Wesens aller Dinge“, so hat der Philosoph mit solcher Sprache, in der das Sein selbst zu ihm redet, in Übereinstimmung zu bleiben. Um diese Übereinstimmung geht es eigentlich; und es geht nicht ohne gefährliche Versuchungen, die zum Teil in der Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit aller historischen Sprachen und Dichtungen angelegt sind. Dazu noch die Fortsetzung des Satzes: „Dichtung ist die Ursprache“ – nämlich: „die Ursprache eines geschichtlichen Volkes“, wobei mit dem Wort „geschichtlich“ bei Heidegger etwas Besonderes gemeint ist!

Tritt man von der Philosophiegeschichte her an die Interpretationen Heideggers heran, so mutet da vieles wie wiedererstandene deutsche Romantik an. Zum Neuen der Romantik gegenüber gehört aber, daß nicht der beliebige Volksdichter, wie auch nicht der Dichter eines beliebigen Volkes, gemeint wird, sondern einer, der sprachkräftig und seiner Berufung so bewußt ist, wie in der Neuzeit nur Hölderlin. Hölderlin wurde darum zum Vortragsthema gewählt, so hieß es 1936, „weil Hölderlins Dichtung von der dichterischen Bestimmung getragen ist, das Wesen der Dichtung eigens zu dichten. Hölderlin ist uns in einem ausgezeichneten Sinne *der Dichter des Dichters*“. Er wird damit zugleich zum Maßstab des Dichters und seine Dichtung bestimmend dafür, was Dichtung sei; so daß jeder andere Dichter im besten Fall nur die Aussicht hat, einen Standort hinter ihm zu bekommen. So erging es Rilke, in Heideggers Vortrag 'Wozu Dichter?' Wird aber auf diese Weise Hölderlins Standort wirklich bestimmt?

Weil dies nicht der Fall ist, griff Heidegger da, wo es auch um einen anderen Dichter, eben um Rilke ging, zu einem bestimmten Hölderlin-Zitat (nicht das erste Mal), in dem so etwas wie ein Maßstab gegeben zu sein schien. Ein eindrucksvoller Satz enthält da das Wörtchen „eh“, freilich in einem Vergleich mit Göttern und nicht von Sterblichen untereinander:

Nicht vermögen
 Die Himmlischen alles. Nemlich es reichen
 Die Sterblichen eh' in den Abgrund. Also wendet es sich
 Mit diesen. Lang ist
 Die Zeit, es ereignet sich aber
 Das Wahre.

Es konnte in Bezug auf Rilkes Dichten gefragt werden: „Wie weit reicht es in den Abgrund?“ Ob so weit, wie Hölderlin von seinem Dichten ahnte, daß es reicht? So versucht Heidegger „einige Markpfähle auf dem Pfad zum Abgrund auszustecken“ – das sind seine Worte (254). Ein Verfahren, das von einer falschen Voraussetzung ausgeht: von Worten, die Hölderlin nie gesagt hat. Ich muß heute auch mich selbst berichtigen, denn auch ich habe das Zitat in dieser Form als Motto vor meine Bachofen- und Nietzsche-Studie gesetzt¹. In den Handschriften sowohl der ersten, wie auch der zweiten Fassung der Hymne 'Mnemosyne' steht nicht „eh' in den Abgrund“, sondern „eh' an den Abgrund“. In der dritten und gültigen Fassung stehen die Zeilen überhaupt nicht mehr. In der maßgebenden, großen Stuttgarter Ausgabe, die Friedrich Beißner verdankt wird (II 2, 1951), kommt „in den Abgrund“ nicht einmal unter den Lesarten vor. Es war eine falsche Lesung.

Die Sterblichen reichen nach Hölderlin nicht in den Abgrund. „Vom Abgrund nemlich haben / Wir angefangen“ – so beginnt er einmal und nicht: im Abgrund. Das ist das Los der Menschen: sie gelangen wiederum dorthin, wo sie angefangen, *bis zum Rand*, und die Götter vermögen ihnen nicht zu helfen – sie sind viel mehr an den Rand geraten, als daß die Götter ihnen *helfen könnten* – es sei denn, daß es sich wendet. Von Hölderlin wird in der zweiten Fassung „das Echo“ zum „wendet sich“ hinzugesetzt: die Sterblichen schweben am Rand des Abgrunds, bis es sich durch das Echo – ihre Resonanz auf die Himmlischen – mit ihnen wendet. „Lang ist die Zeit“ – nämlich bis das geschieht. „Es ereignet sich aber das Wahre.“ Ein ganz anderes Bild ist dies, als das „in den Abgrund reichen“! Durch die richtige Lesung ändert sich die Beziehung zum Abgrund vollkommen: sie wird möglich – sogar für Heroen in Griechenland. Über Abgründen schwebte auch Odysseus, ohne in den Abgrund zu reichen. Nicht einmal diese Beziehung zum Abgrund ist aber, wie gesagt, geblieben in der endgültigen Fassung des Gedichtes. Da steht etwas ganz anderes an der gleichen Stelle.

¹ Bachofen und die Zukunft des Humanismus. Mit einem Intermezzo über Nietzsche und Ariadne. Zürich 1945. Rascher Verlag.

Die vom Dichter gemeinte, gültige Fassung des Mnemosyne-Hymnus ist uns durch Friedrich Beißners Vortrag über 'Hölderlins letzte Hymne' (Hölderlin-Jahrbuch 1948/49) bekannt geworden, doch bis heute kaum richtig durchinterpretiert. Diese allerletzte der lückenlosen Hymnen Hölderlins läßt uns auch darüber nachdenken, ob das Wesen der Dichtung Hölderlins von Heidegger in allem ganz richtig getroffen war. Dieses Wesen sei – so hieß es 1936 (S. 44) – „geschichtlich im höchsten Maße, weil es eine geschichtliche Zeit vorausnimmt.“ Und noch im Rilke-Vortrag: „Hölderlin ist der Vorgänger der Dichter in dürftiger Zeit. Darum kann auch kein Dichter dieses Weltalters ihn überholen. Der Vorgänger geht jedoch nicht in eine Zukunft weg, sondern er kommt aus ihr an“ (S. 295). Mit anderen Worten: er verbindet prophetisch die Zukunft mit der Vergangenheit und stiftet dadurch erst Geschichte.

Dies erscheint uns, nachdem wir die gültige Fassung des Mnemosyne-Hymnus kennen, nicht mehr so eindeutig, wie Heidegger. Nach ihm steht Hölderlin gleichsam im Schnittpunkt des „Nichtmehr“ und des „Nochnicht“, wie ein Janus, der die neue Zeit ebendadurch „bestimmt“, sie auf die zwei Aspekte des Rückwärts und des Vorwärts reduziert und der Gegenwart beraubt. Doppelt sieht Heidegger diese Zeit entwertet: durch das „Nichtmehr der entflohenen Götter“ und das „Nochnicht“ des „kommenen Gottes“ (S. 44) – eine nicht unberechtigte Auslegung der „dürftigen Zeit“, in der Hölderlin ausrief: „Wozu Dichter?“ Es steht nun, wie gegen die Wichtigkeit der Geschichte gerichtet, an der Stelle der Abgrundzeilen eine der größten Strophen Hölderlins – sie war auch bis jetzt bekannt, nur ihre Zugehörigkeit und ihre Anspielungen auf Antikes unerkant – es stehen genauer diese Zeilen, und strömen eine Atmosphäre aus, die hier (wenn irgendetwas) das „Unausgesprochene“ ist – die Atmosphäre der Zeitlosigkeit:

Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
 Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
 Auf schwankem Kahne der See.

Und der Hymnus klingt, fast zu unserer Bestürzung aus mit dem Entschlafenlassen der Göttin Mnemosyne, dem längst erfolgten Eingehen des Gedächtnisses, der Quelle aller Geschichte:

Der auch als
 Ablegte den Mantel Gott, das abendliche nachher löste
 Die Loken.

Man nehme sich zusammen – so heißt es weiter –, denn selbst ihr nachtrauern wäre ein Fehler:

Himmlische nemlich sind
Unwillig, wenn einer nicht die Seele schonend sich
Zusammengenommen, aber er muß doch; dem
Gleich fehlet die Trauer.

Eine nachdrücklichere Abwendung sogar von dem Teuersten der Geschichte, dem Gedächtnis der Heroen, ist nicht vorstellbar. Und dies zugunsten des Gegenwärtigen, der Reife, womit der Hymnus anhub:

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
Die Frucht und auf Erde geprüft und ein Gesetz ist
Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
Prophetisch, träumend auf
Den Hügeln des Himmels.

Man „geht hinein“ ins Feuer, prophetisch – so sagt es die endgültige Fassung, sprachlich eindeutig – wenn man nämlich prophetisch ist, man „geht hinein“, wie Schlangen, die prophetischen Tiere, welche diese Gabe griechischen Sehern (Pindar, Ol. 6, 45) verliehen und deren Gestalt die auf Scheiterhaufen verbrannten Heroen angenommen hatten (Vergil, Aeneis 5, 84), und man geht hinein träumerisch, wenn man träumt auf den Grabeshügeln (so hatte Friedrich Beißner den Sinn der „Hügel des Himmels“ erschlossen). Eine Eigenschaft der Schlangen ist auch, daß sie sich häuten und dadurch erneuern, sich läutern, wie – nach Hölderlin – die Früchte im Feuer der Sonne. So im Herbstgedicht 'Mein Eigentum':

Geläutert ist die Traub.

Die Fortsetzung spielt auf die schlechten Pfade des Idagebirges hin, auf denen das Holz, eine schwere Last von Scheitern, zum Scheiterhaufen des Patroklos geholt werden mußte (Homer, Ilias 23, 116):

Und vieles
Wie auf den Schultern eine
Last von Scheitern ist
Zu behalten. Aber böse sind
Die Pfade. Nemlich unrecht,
Wie Rosse, gehn die gefangenen
Element' und alten
Gesetze der Erd. Und immer
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht.

Die gefangenen Elemente und die Gesetze der Erde sind die Titanischen: es ist ein Hinweis auf das Titanische der Sehnsüchte, die über die Zeus-herrschaft – und Zeus ist für Hölderlin, wie für die Griechen, der Herrscher der gegenwärtigen Zeit – hinausgehen.

Vieles aber ist
Zu behalten. Und Noth die Treue.
Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
Auf schwankem Kahne der See.

Wie wird es aber dann? Die Frage ist klar und klar auch die Antwort:

Wie aber liebes? Sonnenschein
Am Boden sehen wir und trockenen Staub
Und heimatlich die Schatten der Wälder und es blühet
An Dächern der Rauch, bei alter Krone
Der Thürme, friedsam;

– kein Gegenstand titanischer Sehnsucht ist dies, sondern der Glanz des Gegenwärtigen, ein großer Glanz, den nur hohe Dichtung festzuhalten vermag.

Von Mißdeutungen Hölderlins, zugunsten einer vermeintlichen „großen Geschichte“, wollen wir hier nicht reden. Die warnende Stimme, die Croce gegen die Hölderlinbegeisterung erhob, ist von einer vorübergehenden Situation aus zu verstehen. Das Vergängliche ist schon vergangen. Die Deutungsversuche eines Philosophen wie Heidegger beschäftigten uns rein sachlich, wegen ihres Inhaltes, ihres Ernstes und ihres Ranges. Wir unterschätzen sie nicht, wenn wir an eine fortgesetzte Annäherung an das Ungesagte des Dichters glauben. Nichts wollten wir in diesem Fall bloß zeitgeschichtlich einschätzen, eher alles „seinsgeschichtlich“ verstehen: als die Mühsamkeiten einer langsam fortschreitenden Erhellung, in der sich das Göttliche uns am Sein als Zeitloses zeigt: in der Geschichte aufleuchtend und in der Geschichte selbst die Atmosphäre des Zeitlosen verbreitend. Hölderlin, dem es auf eine so eminent religiöse Weise um das Göttliche und um diese Atmosphäre ging, wird ohne das Miteinfangen des Atmosphärischen in die Interpretation nie völlig erklärt.

Gerade zu dieser Atmosphäre müßten vor allem diejenigen Zugang haben, die auf dem Gebiete des Religiösen zuständig sind. Hölderlins Bedeutung ragt in die Religionsgeschichte hinüber. Auch das Prophetische und Mythologische, das vorwärts und rückwärts Blickende in ihm wird erst von der echt-religiösen Qualität seines Dichtens aus richtig gewertet, als etwas auch dazu Gehörendes, aber keineswegs als das Wesentliche. Wesentlich ist ebendas, was hier Otto mit der größten Nachdrücklichkeit von Hölderlin aussprach: „Von allen Sängern der Neuzeit ist er der Einzige, der einem Pindar, Aeschylus, Sophokles gleichsteht, insofern sein ganzes Schaffen, von Anfang bis zu Ende, der Gottheit verpflichtet und auf sie bezogen ist“ (S. 8). Nicht nur das Verhältnis Hölderlins zu Sein

und Geschichte wurde von Otto ins Auge gefaßt, sondern sein Verhältnis zu Gott. „Wir stehen hier“ – so sprach er es aus (S. 12) – „vor dem Urgeheimnis der unmittelbaren Begegnung von Mensch und Gott.“

Wenn Heidegger die gleiche Bahn und Bewegung dessen, was er „Seinsgeschichte“ nennt, in Hölderlins Dichten und dem eigenen Denken zu entdecken glaubte, so nahm Otto immer entschiedener und vorbehaltloser den Standpunkt Hölderlins Gott und Welt gegenüber ein. Er ließ den Dichter sogar auf seine Religions- und Altertumsforschung bewußt einwirken. Er gestaltete sein eigenes, berühmt gewordenes Apollonbild nach Hölderlins Apollonerlebnis weiter und schrieb einen neuen „Apollon“ (Neues Abendland 4, 1919, 80). Er lernt von ihm und spricht ihn dadurch immer reiner aus – der kongenialste, auch atmosphärisch verwandteste Interpret, den Hölderlin je gefunden hat. Er scheute sich nicht, als Philologe streng historischer Schulung und von großen, kritischen und schöpferischen Leistungen, sich zuletzt, in seinem Tübinger Hölderlin-Vortrag, sogar die Griechenauffassung des Dichters völlig anzueignen und sie dadurch wissenschaftlich durchzuexperimentieren. Es war freilich kein bloßes, gewolltes Experiment von ihm, sondern der Gewissensakt eines klaren und konsequenten Geistes, der die größte Beachtung verdient.

Ein solcher Akt beruht auf unmittelbarer, innerlich wachsender Einsicht, die sich wohl bewähren kann, in ihrer Selbstverständlichkeit aber Außenstehenden, der gleichen Einsicht nicht unmittelbar Teilhaftigen, nicht leicht mitzuteilen ist. Umsonst sucht man bei Otto eine einführende Begründung dessen: „Warum Hölderlin?“ Es ist der gleiche Fall, wie es bei Heidegger war, geistesgeschichtlich wichtig, aber zunächst bloß biographisch: Hölderlin ist in zwei bedeutenden Denker- und Forscherleben plötzlich da. Es ist eine Begegnung, ein Erlebnis, das von den Erlebenden nur mit Hölderlin selbst begründet wird – eine auch sachlich richtige Begründung, denn Hölderlins Wertung kann nur auf Hölderlin gründen. Sie wirkt aber auf die nicht Teilhaftigen des gleichen Erlebnisses nicht immer befriedigend. Es ist ein nicht gerade Außenstehender, aber ein die Religion Hölderlins doch nicht als die eigene Religion bekennender Kenner, ein Ausdrucksmächtiger der deutschen Sprache Veronesischen Ursprungs, Romano Guardini, dem wir eine umsichtige Begründung dessen verdanken, warum auch er, der religiöse Denker, ein Buch gerade diesem deutschen Dichter gewidmet hat. Sein 'Hölderlin' erschien im gleichen Jahr (Leipzig 1939), wie Ottos Vortrag über den 'Griechischen Göttermythos bei Goethe und Hölderlin'. Guardini bemüht sich um eine Ortsbestimmung Hölderlins, indem auch er ihn von der ganzen übrigen neuzeitlichen Dichtung abtrennt.

Damit wollte nicht gesagt werden – das sind seine Worte – „die neuzeitliche Dichtung entspringe aus dem Belieben des Verstandes oder des Willens. Auch in ihr waltet das Erlebnis, welches nicht erzwungen werden kann; aber das unmittelbare der in sich stehenden Persönlichkeit. Auch in ihr vollzieht sich das Werden der Gestalt, welches Geist und Gemüt des Dichters in Anspruch nimmt, so daß er nicht mehr sich selbst zu gehören scheint; aber was da vor sich geht, ist, wenn auch noch so heftig erfahren, doch nichts anderes als der Vorgang der Werkentstehung überhaupt. Jener Ursprung hingegen, aus welchem Hölderlins Dichtung kommt, liegt um eine ganze Ordnung weiter nach innen oder nach oben, je nachdem man die Richtung einer Entlegenheit bezeichnen will, die nicht mehr dem Subjektsbereich angehört. Sein Schaffen steht im Dienst eines Anrufs, dem sich entziehen nicht etwa nur bedeuten würde, das eigene Werk zu versäumen, sondern einer das individuelle Sein und Wollen überschreitenden Macht zu widerstehen – womit über die Art dieser Macht selbst und den Sinn ihres Anrufs noch nichts gesagt ist. Was hier waltet, beansprucht Auge und Mund des Dichters in einer anderen Weise, als es der künstlerische Antrieb tut. Nicht nur stärker oder erregender oder tiefer vom Unbewußten her, sondern wesentlich anders; so, daß als verpflichtendes Maßbild nicht der autonome Künstler-Dichter, sondern der zu religiösem Dienst gerufene Seher erscheint, in dessen Inneren die Berührung geschieht, die Vision aufsteigt, und der Auftrag zur Botschaft gegeben wird. Hölderlin gehört in eine Reihe, welche durch Namen wie die eines Dante, Aeschylos und Pindar gebildet wird.“

Wir wiedererkennen im letzten Satz fast wörtlich Ottos Urteil, eine Übereinstimmung, die in dem Wesen von Hölderlins Dichtung begründet ist. Ob indessen Hölderlin nicht ein besonderer Rang auch in der Reihe der der Gottheit verpflichteten Dichter zukommt, sollte ernstlich in Erwägung gezogen werden. Denn es ist etwas anderes, in einer festgefügtten Religion geborgen zu leben, wie Pindar, Aeschylos, Sophokles, Dante, und etwas anderes, das „Urgeheimnis der unmittelbaren Begegnung von Mensch und Gott“ zu erleben. Hölderlin ist weder in die christliche, noch in eine bestehende heidnische Tradition einzureihen. Er gehört wohl in unsere europäische humanistische Tradition, doch diese reichte in die europäische Religionsgeschichte nicht mehr hinein, als Hölderlin kam und die Möglichkeit zu einer europäischen Religion griechischer Art erst schuf.

Daß bei Hölderlin die dichterische Welt von der religiösen gar nicht zu trennen ist, wird man wohl mit Otto als eine Übereinstimmung und Verwandtschaft mit den Griechen beurteilen dürfen, selbst wenn man hinzusetzt: mit den Griechen, wie Hölderlin die Griechen sah. Das Erfahren

des Göttlichen, des Schönen und des Griechischen in einem ist die Grunderfahrung Hölderlins, eine religiöse, künstlerische und historische zugleich. Sie auseinandernehmen wäre ein müßiges Spiel, wobei uns der Dichter selbst in seiner Konkretetheit entfliehen würde. Und gerade diese Grunderfahrung ist auch bei einem griechischen Dichter anzunehmen, selbst wenn auf dieser Grundlage allein Hölderlin zu keinem griechischen Dichter werden konnte und kein griechischer Dichter zu einem Hölderlin. Da wäre nun von der Geschichtlichkeit Hölderlins zu reden. Die ganze elegische Hymne an den Archipelagus wäre anzuführen und der ganze elegische Roman 'Hyperion'. Das Elegische ist der dichterische Ausdruck von Hölderlins historischem Wirklichkeitssinn, eine Form seiner Ehrlichkeit. Kein Grieche konnte Griechenland so nachtrauern wie er, aber so nachtrauern konnte er allein, weil er auch ein Grieche war. Grieche sein mit dem Bewußtsein der zeitlichen, räumlichen und nationalen Distanz, dieses Widerspruchsvollste und Konkreteste in einem Menschen konnte nur in Dichtung ausgesprochen sein. In welcher Dichtung? In der Hölderlinischen.

Das ist sein nach der Vergangenheit gewandtes Gesicht. Wir blicken nun auch in das andere Gesicht, doch glauben wir nicht, daß es immer, starr und prophetisch, nach der Zukunft gerichtet war! „Die Idee des Zeitlichen und des Willensmäßigen ist es“ – schreibt darüber Otto (Gedenkschrift 206) – „die ihn von den Griechen unterscheidet. Aber sie würde nicht so stark hervortreten, ja sie wäre vielleicht, bei seiner innigen Annäherung an die griechische Art, gar nicht bemerkbar geworden, wenn nicht eine unwidersprechliche Erfahrung seines eigenen Lebens für sie gezeugt hätte. Er fühlte und sah, daß die Gottheit näher und näher rücke, jahrhundertlanges Dunkel wie ein Morgenrot erhelle, und ein Augenblick kam, wo er erschüttert ausrief: sie ist da! ...“

Und fliegt, der kühne Geist, wie Adler den
Gewittern, weissagend seinen
Kommenden Göttern voraus.“

Von Rousseau singt dies Hölderlin, und auch mit ihm war es manchmal so. Aber nicht das auf das Kommende gerichtete Seherische bürgt für die Echtheit des Erlebens dessen, was Otto das Urgeheimnis der Begegnung nannte! Eindringendes Nichtreligiöses vermag das Seherische auch auszulösen, wie es in diesem Gedicht Rousseau, in anderen Napoleon tat. Worauf es ankommt, ist die Konkretetheit der Begegnung mit gegenwärtigem Göttlichen, der Umgang mit ihm, der eine bestehende Religion nicht voraussetzen braucht, vielmehr eine solche hervorzurufen ver-

mag¹. Daß es bei Hölderlin eben darum ging, nicht etwa um die künstliche Erweckung einer toten Religion, sondern um Ereignisse bevor ... dafür spricht manches: außer der Echtheit seiner dichterischen Aussage, wo er immer von Gott oder von Göttern spricht, auch sein Gefühl des Scheiterns und seine Selbstbeschränkung.

Zu den von Heidegger kommentierten Gedichten gehört auch das erste in pindarischer Art: 'Wie wenn am Feiertage ...'. Es wäre lehrreich und erschütternd, gerade dieses Gedicht als Dokument hölderlinischer Gottesbeziehung mit der religiösen Weise Pindars zu vergleichen. Welche Geborgenheit in der Religion bei dem Griechen und welches Ausgeliefertsein hier! Es hat die Bedeutung eines vollen Symbols, wie Kultgepflogenheiten ursprünglich waren, wie hier der Kopf getragen werden soll, in vorkultischem Umgang mit dem Göttlichen:

Doch uns gebührt es, unter Gottes Gewittern,
Ihr Dichter! mit entblößtem Haupte zu stehen,
Des Vaters Stral, ihn selbst, mit eigner Hand
Zu fassen und dem Volk ins Lied
Gehüllt die himmlische Gaabe zu reichen.
Denn sind nur reinen Herzens,
Wie Kinder, wir, sind schuldlos unsere Hände,

Des Vaters Stral, der reine versengt es nicht
Und tieferschüttert, die Leiden des Stärkeren
Mitleidend, bleibt in den hochherstürzenden Stürmen
Des Gottes, wenn er nahet, das Herz doch fest.

Das Wesentliche sprach darüber Otto in einem einzigen Satz aus: „Was je von Herabkunft des Geistes, von Himmelsfeuer gesagt wurde, ist plötzlich erschreckende Wahrheit geworden“ (Gedenkschrift 211). Doch weder er, noch Heidegger beachteten, wie das Gedicht weitergeht oder weitergehen sollte (denn das Ende bleibt auch so noch bruchstückhaft). Erst dadurch wird uns aber Hölderlin der konkrete Mensch in der Konkretetheit seines Gotteserlebnisses: „Doch weh mir! wenn von“ – so lautet die lückenhafte Fortsetzung –

Weh mir!

Und sag ich gleich,

Ich sei genahet, die Himmlischen zu schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden
Den falschen Priester, ins Dunkel, daß ich
Das warnende Lied den Gelehrigen singe.
Dort

¹ Vgl. Verf.: Das „Bevor“ der Religion, Paideuma 5, 1953, 271 ff.

Hier hört das Bruchstück auf, doch ein erhaltener Entwurf hilft uns, obwohl auch er nicht lückenlos ist: „Aber wenn von selbstgeschlagener Wunde das Herz mir blutet, und tiefverloren der Frieden ist, und freibescheidenes Genügen, Und die Unruh, und der Mangel mich treibt zum Überflusse des Göttertisches, wenn rings um mich“ – hier hat der Dichter einen Zwischenraum gelassen – „und sag ich gleich, ich wäre genaht, die Himmlischen zu schauen, sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden alle, den falschen Priester hinab, daß ich, aus Nächten herauf, das warnend ängstige Lied den Unerfahrenen singe.“

Da spricht Erfahrung, Erfahrung auch der Grenze, welche, wenn einmal verletzt, zum Scheitern wird. Es spricht da die Ahnung des herannahenden Dunkels, solange aber es noch Licht ist, wissende Selbstbeschränkung. Und so ist wohl auch eine andere Selbstbeschränkung zu verstehen, eine Seltsamkeit der Mythologie Hölderlins, die Otto wiederholt beschäftigt hatte. Hören wir seinem Vortrag von 1937 wieder zu: „Die Götter, an die Hölderlin denkt, sind, von Christus abgesehen, griechisch. Mit Namen nennt er Herakles, Dionysos, Apollon, Zeus, Helios. Das sind aber auffallend wenige, wenn wir damit die große Zahl von Götternamen vergleichen, die z. B. den Gedichten Schillers vertraut sind. Und selbst von diesen wenigen sind es, wenn wir die Naturgötter beiseite lassen, nur Herakles und Dionysos, die öfter wiederkehren und deren besonderer Charakter dem Herzen des Dichters wirklich nahe ist. Hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied zwischen Hölderlin und der herrschenden Religion der Griechen. Denn das sind gerade diejenigen Gestalten, von deren Gottheit die homerische, das heißt die echte olympische Religion, nicht viel wissen will. Also auch für Hölderlin bedeuten die großen Götter der griechischen Religion als Einzelgestalten ebensowenig wie für Schiller und Goethe oder andere Dichter der großen Zeit. Er betet aber das Göttliche in ihnen allen mit kindlicher Frömmigkeit an – das unterscheidet ihn von anderen Dichtern“ (S. 10).

Eben darin erblickt aber Otto immer entschiedener eine Denkart, die nicht klassisch-griechisch, doch der griechischen urverwandt ist. Hölderlin wird ihm „über die Jahrtausende hinweg, zum Angehörigen einer erleuchteten Urzeit“ – so lesen wir in der Studie über die 'Berufung des Dichters' (S. 217). Die helle Geistigkeit der olympischen Religion, obgleich den Urelementen nicht entfremdet, sei doch so weit über diese hinausgewachsen, daß Hölderlin sie in das Reich der Naturkräfte zurückdenken mußte, um die Seinen in ihnen zu erkennen. Apollon ist ihm daher die göttliche Sonne und Dionysos nur der Weingott; aber aus der Heiligkeit, mit der er ihn nennt, leuchte das Urwissen von der göttlichen Tiefe der

Naturkräfte. So sei ihm das Urgriechische vertrauter, als das Olympische. „Es ist bei ihm wahrhaftig viel mehr als Entlehnung oder Bildungserlebnis“ – betont es Otto in seinem Hölderlin-Vortrag (Jahrbuch 1948, 54) – „wenn er den ‚Vater Helios‘ anruft oder die ‚heilige Luna‘.“

Wir brauchen nicht unbedingt bis zur urgriechischen Religion vorzustoßen, um die Selbstbeschränkung des Dichters als echtes religiöses Phänomen werten zu können. Ihm sind doch auch die Götter, die sich zurückgezogen hatten, ja „der Götter Gott“, Wirklichkeit. Er könnte ihnen nahen, wenn von selbstgeschlagener Wunde das Herz ihm blutet und tiefverloren der Frieden ist. Vielleicht tat er es auch, doch wir erinnern uns, was seine Erfahrung darüber sagt! Sagte er gleich:

Ich sei genaht, die Himmlischen zu schauen,
Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden
Den falschen Priester . . .

Warum den falschen Priester? Weil es ein falsches Nahen gewesen wäre, eine nur gedachte, gewollte Annäherung an eine Gottesbegegnung, von der auch der Monotheist, wenn er sie ernstlich meint, „gelebte Konkretheit“ fordert (Buber: Gottesfinsternis 43). Konkrete Begegnung mit dem Göttlichen war Hölderlin nur in der Natur möglich und dessen war er sich in strengster Ehrlichkeit, in der Sauberkeit seiner Seele, bewußt. Nur in sichtbaren, riechbaren Erscheinungen, wie dem Vater Äther und dem griechischen Meer, wie Sonne und Mond, wie Blitz und Wind, und in Gottesgeschenken, wie Brot und Wein, erlebte er göttliche Gegenwart, im Glanz, im Wehen, in der Nahrung, nicht in den überlieferten plastischen Gestalten der Mythologie. Seine Fähigkeit, dem Göttlichen in der Natur zu begegnen, färbt sein Wissen um die Götter, an die er glaubt:

Aber Freund! wir kommen zu spät. Zwar leben die Götter,
Aber über dem Haupt droben in anderer Welt.
Endlos wirken sie da und scheinen wenig zu achten,
Ob wir leben, so sehr schonen die Himmlischen uns.

Wie eine Auslegung dieses „Schonens“ erscheinen Rilkes Worte, die einer gleichfalls ursprünglichen Erfahrung entstammen:

Denn das Schöne ist nichts
als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh,
uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.

Von solcher Wirkung sind hier die Götter Griechenlands, die Schiller so reichlich besingt, ohne deswegen in die Religionsgeschichte zu gehören. Es ist die erlebte Paradoxie ihrer Nähe und Ferne, der Möglichkeit und der

Unmöglichkeit der Begegnung mit ihnen, der Glaube und die religiöse Selbstbeschränkung, mit einem Wort: die Echtheit von Hölderlins Umgang mit dem Göttlichen, die ihm in der Religionsgeschichte einen besonderen Ort verschafft; einen Ort außerhalb der festgefügtten, bergenden und erstarrenden Religionen, innerhalb der europäischen Kulturtradition, immer noch in unserer nächsten Nähe, und doch in der reinsten Ursprünglichkeit selbst, die der Religionsforscher auf seinen weiten Wanderungen bei exotischen Völkern kaum je antrifft.

Er findet hier einen Religionsverkünder, dessen Verkündigung durch keine Religion, die aus ihr entstand, verdeckt wurde, da sie im festgefügtten dichterischen Wort verblieb und in keine Religionsgründung überging. Die Gefahr der Mißdeutung und dadurch der Verdeckung der wahren Gestalt des Dichters besteht auch so, und sie wird um so größer, je größer die Versuchungen zur Gründung sind. So klinge denn diese Betrachtung über Hölderlin und die Religionsgeschichte, in die er auf seine ganz eigene Weise gehört, mit einem Wort des Dankes aus: des Dankes für die gewissenhafte Festhaltung dieser großen Dichtung in einer exemplarisch treuen Ausgabe, für die schweren Bände, die uns den Weg sichern zur Konkretheit Hölderlins.

HÖLDERLINS VOLLENDUNG

FESTVORTRAG GEHALTEN BEI DER JAHRESVERSAMMLUNG
DER FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT
AM 6. JUNI 1954 IN BAD HOMBURG VOR DER HÖHE

VON
KARL KERÉNYI

I

Hölderlins Vollendung ist Vielen der Gegenstand einer quälenden Frage: Hat er sie erreicht? Unser Erschauern vor Glück durch die Vollendung im Kleinsten, in einem Gedicht, in wenigen Zeilen, in einer einzigen Zeile gar, sagt Ja. Das Werk und das Leben widersprechen ihm. Das Werk: wie widerspräche das Werk nicht, von dem auch jenes Einzige, was die Vollendung eines vom Dichter selbst abgeschlossen, selbständig in die Welt hinausgesandten Ganzen erreichte, mit der Zeile ausklingt: „So dacht ich. Nächstens mehr!“ Ob deswegen der Hyperion Fragment geblieben ist – selbst diese Frage läßt keine eindeutige Antwort zu. Nein, er ist sicher kein Bruchstück! D a m a l s war das Ende, das τέλος erreicht. Aber ein τέλος nur, welches über sich hinausweist. Es ist sehr ernst zu nehmen, jenes „Nächstens mehr“, wenngleich nicht im Sinne: „Nächstens Hyperion Band III.“

Ich bin schon auf das griechische Wort übergegangen, das die zwei Dimensionen vereinigt, in der Höhe das Vollendetsein, in der Länge das Beendetsein, und frage in diesem vollen Sinne, ob ein Gedicht, eine einzige Strophe nur, wie diese nicht schon ihr τέλος erreicht hat? Das Gedicht mit der Überschrift 'Die Liebenden':

Trennen wollten wir uns, wähten es gut und klug;
Da wir's thaten, warum schrökt' uns, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

In dieser Kürze selbst erblickte der Dichter damals die Vollendung. „Warum bist du so kurz?“ – „Wie mein Glück, ist mein Lied.“ Und: „Warum achtet ihr mich mehr, Da ich stolzer und wilder, Wortreicher und leerer

war?“ so lauteten damals seine Bekenntnisse zur Vollendung. Gedieh aber das Gedicht nicht dennoch über das erreichte *τέλος* hinaus, nunmehr 'Der Abschied' genannt, zu einem neuen *τέλος* und in den letzten Zeilen schließlich zu einem Bilde, welches das unerwartete Glück selbst ist?

Staunend seh' ich dich an, Stimmen und süßen Sang,
Wie aus voriger Zeit hör' ich und Saitenspiel,
Und die Lilie duftet
Golden über dem Bach uns auf.

Es wurde nicht ohne Grund gefragt, ob das Werk Hölderlins nicht vielmehr ein „Werkprozeß“ zu nennen wäre, der „auf ein im Unendlichen liegendes Gestaltziel tendiert“¹. Eine Vollendung erst im Unendlichen – mit solchen Vollendungen unterwegs! Vollendetsein im Einzelnen, ohne Beendetsein im Ganzen, Beendetsein im Einzelnen, ohne Vollendetsein im Ganzen: *τέλος* auf *τέλος* – und kein *τέλος*! Das wäre freilich nur menschlich, und dieses Menschliche wäre in keinem überlieferten Werk der Weltliteratur so exemplarisch zum Ausdruck gelangt, wie in jenem, das uns in den Stuttgarter 'Sämtlichen Werken' vorliegt. Denn das *τέλος* hat außer jenen zwei Dimensionen noch andere, paradoxe Eigenschaften. Jedes erreichte *τέλος* fordert vom Menschen das nächste: „Nächstens mehr!“ Kein Kreislauf ist uns zuteil geworden, wie der Pflanze und dem Tier, deren *τέλος*, die Reife, keine Stufe zu höherer Reife bildet, sondern sich wiederholt im nächsten Wesen. Die *ἀκμή* des Menschen, die biologische und biographische Blütezeit ist wohl einmalig, nicht aber das im Geiste erreichte *τέλος*. Hört der „Werkprozeß“ in einem Trümmerhaufen auf, so werden die Vollendungen selbst uns schmerzlich. Die Frage quält uns: ist es nun vollendet oder nur beendet?

Noch quälender wird die Frage von dem Leben aus bedacht. Darf man da das Wort *τετέλεσται* aussprechen, selbst wenn es in seinem schmerzlichen Doppelsinn verstanden wird, den es für die Christen erlangt hat, als *Consummatum est*, „Es ist vollbracht“? Hatte dieses Leben die Vollendung wenigstens als Opfer erreicht, damit das Geistige, das *τέλος* des Werkes erfüllt wird? Der Nachdruck bleibe dabei auf dem „Geistigen“, auf dem „Werk“, ohne eine nähere Bestimmung, welche Unterschiede zeigen könnte, wie die zwischen Erlösungswerk und Dichterwerk. Wir dürfen wohl dem Werk, in dem ein Leben aufging, solche Ehre erweisen, mit dem Blick nur auf den Vollzug des Opfers, nicht auf dessen Besonderheit!

Hier, wo wir Hölderlin heute feiern, in Homburg, stand er genau vor hundertfünfzig Jahren

¹ Pyritz, Hölderlin-Jahrbuch 1953, 93.

Nel mezzo del cammin di nostra vita
inmitten grad des Weges unsres Lebens.

Dies annorum nostrorum septuaginta anni – „unser Leben währet siebzig Jahre“ – so heißt es in den Psalmen, und darauf gründet sich die Lehre, die Dante in seinem *Convivio* ausführt (4. 23. 7 und 9): *La nostra vita procede a imagine d'arco, montando è discendendolo . . . Lo punto sommo di questo arco . . . ne li perfettamente naturati e nel XXXV. anno.* – „Unser Leben schreitet nach dem Bild des Bogens fort, steigend und herabsteigend . . . Der höchste Punkt dieses Bogens ist für Menschen von vollkommener Natur im fünfunddreißigsten Jahr.“ Das Erlösungswerk wurde im dreiunddreißigsten Jahre Christi vollbracht. Auf das fünfunddreißigste setzte Dante seine Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Himmel, einen Initiationsweg und auch in diesem Sinne ein *τέλος* in der hohen Zeit der *ἀκμή*. Mit fünfunddreißig Jahren war auch Hölderlin angelangt an einem *τέλος* auf dem Höhepunkt des Lebensbogens, und auch ihm standen noch etwas mehr als fünfunddreißig bevor. Doch an was für einem *τέλος*! Beendet war es. Aber vollendet?

Dreiunddreißig war Hölderlin gewesen, als er unter seinen 'Nachtgesängen' das Gedicht verschickte, das die Überschrift 'Hälfte des Lebens' trägt. Den unerhörten Zeilen gegenüber entscheidet sich unsere Frage fast. Wen sie nicht lehren, was das Erschauern durch die Vollendung eines Gedichtes ist, dem öffnet sich das Himmelreich der zum Genuß der höchsten Dichtkunst Auserkorenen nie. Literatur und Geistesgeschichte bleiben hinter uns. Konkrete Wirklichkeit, gelebt als Welt und Schicksal, tritt da durch Worte, deren Setzung das Sinnliche steigert und zugleich vergeistigt, aufgenommen als Buchstabe, von innen her in die betroffenen Sinne, in unsere Haut – und wir erschauern, erschreckt und beglückt zugleich ob solcher Wahrheit. Es ist ein Wunder, das kein Kommentar erklärt, zu erklären braucht, wie auch jenes nicht, daß durch die Zeilen

Und die Lilie duftet
Golden über dem Bach uns auf

in unsere beglückte Erfahrung trat.

„Hälfte des Lebens“ war damals seit Jahren schon eine Ausdrucksweise Hölderlins, in seinen Briefen, als sie dann wirklich wurde durch Konkretes, durch das Leben im dreiunddreißigsten Jahr und durch das Werk, das zur erschütternden Einsicht durchbrach in der unvollendeten letzten Strophe der Hymne 'Wie wenn am Feiertage': „Weh mir! – Und sag ich gleich, – Ich sei genah, die Himmlischen zu schauen, Sie selbst, sie werfen mich tief unter die Lebenden Den falschen Priester . . .“ Denn falsch

wäre alles gewesen, was er verkündet hätte – ich habe darüber anderswo schon gesprochen¹ – wenn es nicht in seiner Konkretheit gelebt gewesen wäre. Was „gelebte Konkretheit“ in der Dichtung ist, lehren uns die Zeilen, die zum Gedicht 'Hälfte des Lebens' geworden sind:

Mit gelben Birnen hängen
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Die golden aufduftende Lilie – was war sie? Leuchtender Hauch, hingehauchte Leuchte? Eine Stufe der Konkretheit besaß sie auch, doch mehr die Konkretheit des Glücks als die eines Naturphänomens. Die gelben Birnen strotzen und haben Gewicht. Das Land h ä n g t mit ihnen in den See. Beglückendes Gewicht, Schwere des Glücks! Im hymnischen Entwurf 'Wenn aber die Himmlischen' stehen die unverbundenen Worte:

Gebirg hängen See
Warme Tiefe es kühlen aber die Lüfte

Der Wechsel der Wärme in Kühle, er ist in den angeführten Zeilen der 'Hälfte des Lebens' mit keinem besonderen Wort ausgesprochen – „heilignüchterne kühle Gewässer“, so stand es im Entwurf, der Dichter ließ aber das überflüssige Wort fallen – und doch läßt uns der Wechsel erschauern. Gelbe Birnen und wilde Rosen noch immer – wie strahlten sie nicht herbstliche Wärme aus! Aber die Schwäne!

Ihr holden Schwäne –

sie m u ß t e n angesprochen werden, als „ihr“, mit dem ersten Wort schon, wo sie erschienen sind, eine holde Epiphanie! Sollte „hold“ in dieser Verbindung noch so konventionell und abgenutzt gewesen sein, da bewahrheitet sich plötzlich die Existenz eben dieser holden Wesen: es i s t nicht anders zu sagen! Und es ereignet sich das Wunderbare, das uns ein Wunder wirkende Wortsetzung in Erfahrung bringt.

In welche Erfahrung? In welchen Sinnen öffnet sich da durch eine überraschende Wortsetzung das Fenster in das Beglückend-Sinnvolle? Weder dies ist zu sagen, noch das Warum der Wortsetzung darüber hinaus, daß sie wirkt, wie die Ohrfeige eines Zen-Meisters. Und gezeigt werden kann die Wirkung, wenn man die Worte zuerst normal setzt:

¹ Vgl. den vorangehenden Vortrag, S. 21 ff.

Mit gelben Birnen hängen
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt,
Ihr holden Schwäne,
Ins heilignüchterne Wasser.

Die Schwäne erlangen ihre Konventionalität wieder, das „und“ verbindet nachlässig das Hängen des Landes mit ihren Bewegungen, der Zauber hört nach der dritten Zeile auf, fort ist das Wunder, wofür wir aufgerüttelt wurden.

Wodurch aufgerüttelt? Nur durch diese Wortsetzung:

Ihr holden Schwäne,
U n d trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilignüchterne Wasser.

Was ist aber dies, wofür wir aufgerüttelt noch tiefer erschauern, als schon durch die Wärme und die Kühle der frühherbstlichen Landschaft, welche eingefangen wurden in die sieben Verse? Die letzten vier Zeilen haben dies noch tiefer, dieses Warmkühle. Die Schwäne selbst vereinigen Warmes und Kühles, über das Nur-Herbstliche, Landschaftsmäßige hinaus: „trunken von Küssen“ tragen sie die warme Ekstase der glücklichen Liebe, zeitlos, sinnbildlich und vorbildlich und führen deren Kommunion mit dem kühlen Element vor, zeitlos, sinnbildlich und vorbildlich auch dies.

Was für symbolhafte Wirklichkeiten Schwäne für Hölderlin sind – „Symbol“ zu sagen ohne die Wirklichkeit zu betonen wäre zu wenig und mißverständlich – lerne man aus Menons Klage um Diotima:

Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
Wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln,
Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,
So auf Erden wandelten wir . . .

Und man lese den Entwurf zum 'Deutschen Gesang':

dann sitzt im tiefen Schatten
Wenn über dem Haupt die Ulme säuselt,
Am kühlathmenden Bache der deutsche Dichter
Und singt, wenn er des heiligen nüchternen Wassers
Genug getrunken . . .

Um die *νηφάλιος μέθη*, die nüchterne Trunkenheit des Geistes wußten auch griechisch- und jüdisch-philosophische Mystiker (wußte Philon, von dem ich den Ausdruck entlehne), um sie wußte auch Hölderlin – „noch ist er des Geistes zu voll“, heißt es weiter vom deutschen Dichter –, ihm war die „Junonische Nüchternheit“ abendländisch, von Homer erst für sein Apollonreich erbeutet. Die Halsbewegung der Schwäne verwirklicht die große dichterische Vereinigung von Lieben und Geisten, ein Wunder des am Leib wie Kühle und Wärme spürbaren Sinnlichen und der Sinnfülle zugleich, Göttliches in seiner Konkretheit.

Und da schlägt es um! Nicht die Konkretheit: sie wird eher noch gesteigert. Sie wird schmerzlich und schneidend, eisiger Schauer durchschüttelt uns, es ist kaum auszuhalten, kaum vorzulesen:

Weh mir, wo nehm' ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein,
Und Schatten der Erde?

Auch dadurch wird die Öde des Winters gesteigert, daß ihm sogar das Spiel der Schatten fehlt! Solcher Öde entspricht die letzte Nacktheit, die das Gedicht hier erreicht:

Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

Ein vollendetes Gedicht: *τέλειος* in sich. S o l c h e Vollendung hat Hölderlin erreicht. Doch müßte die Frage nach der Vollendung des mächtigen Werkprozesses, aller seiner Formen und Gehalte, wenn dies das *τέλος* gewesen wäre, nicht eher verneint werden? Es ist wohl ein *ἀκμή*-Gedicht, wenn irgendein anderes in der Weltliteratur, doch nur am Rande jenes hymnischen Stromes gepflückt, der Hölderlins hohe Zeit bezeichnet. Es wurde zu einem Herbstgedicht, doch zu einem Wintergedicht auch. „Die letzte Stunde“ lautet eine der Überschriften, die Hölderlin erwogen hatte. Andere zwei: „Die Rose“ oder „Die Schwäne“ geben die symbolhaften Wirklichkeiten an, die Hölderlin hier vor der symbolhaften Wirklichkeit des Herbstes besingen wollte. Den Hintergrund bildet immerhin der Herbst, die Halsbewegung der Schwäne erscheint da als ein Herbstwunder, der Ausblick auf den Winter öffnet sich aus dem Herbst, und damit ist viel gesagt, denn Vollendung heißt in ihrer Konkretheit hölderlinisch: Herbst.

Hölderlins Herbst – wie wenig ist davon in die 'Hälfte des Lebens' eingefangen, wie wenig davon, was zur Vollendung noch gehörte! „Es sind heilige Namen, Winter und Frühling, Sommer und Herbst! wir aber kennen sie nicht“ – so steht es im Hyperion, mit dem Herbst auf der höchsten Stufe, und dies ist eine der Grundlehren Hölderlins, ein Bekenntnis zu seiner angeborenen Religion, der antiken, der Verehrung des Kreislaufes, die mit einer anderen, seiner Ergriffenheit durch den „Zeitgeist“ zu kämpfen hat. Mit dem Sommer beginnt die Reife, der Herbst bringt die Vollendung: „Es war in den schönen Tagen des Herbsts“ – erzählt Hyperion – „... Mit seinem leisesten Zauber wehte der Himmel mich an, und mild, wie ein Blütenregen, flossen die heitern Sonnenstrahlen herab. Es war ein großer, stiller, zärtlicher Geist in dieser Jahrszeit, und die Vollendungsruhe, die Wonne der Zeitigung in den säuselnden Zweigen umfieng mich, wie die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elysium hofften.“

So lautet Hölderlins Lehre vom Herbst, von seiner Vollendungsruhe und seiner Wonne der Zeitigung, so lautet sie, in süßer Vorfrühlingsmelodie.

Vollendung! Vollendung! –
O du der Geister heiliges Ziel!
Wann werd ich siegestrunken
Dich umfahen und ewig ruhn?

– so hieß es im Jugendgedicht 'An die Vollendung'. Es sind lauter Antizipationen, naiv und lehrhaft, Antizipationen des *τέλος*. Eine Eigenschaft der wahren Vollendung ist auch dies, daß sie vorweggenommen werden kann. Geahnt, erwartet, vorbereitet war das *τέλος* immer schon da, ehe es sich in einem großen, glücklichen Augenblick endgültig zeigte. Man stelle neben die melodische Lehre des Hyperion die zwei Worte – es sind fast zwei Wörter nur – des Entwurfs zur Hymne 'Der Vatikan'. Dieser liegt auch zeitlich über die 'Hälfte des Lebens' hinaus:

Vollendruhe. Goldroth.

Ist damit der Herbst gemeint oder nur eine Abendröte?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühen die Rosen und ruhig scheint
Die goldne Welt...

hieß es in der 'Abendphantasie'. An der Stelle des Winters drohte da die Dunkelheit:

dunkel wirds und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich –

Oder man stelle Worte eines der Vatikanhymne zeitlich nahen hymnischen Entwurfes, 'Vom Abgrund nemlich', neben die angeführten Sätze des Hyperion:

Beere, wie Korall
Hängen an dem Strauche über Röhren von Holz —

inhaltlich ist es nicht der Herbst—, „Kirschenbäume“ wurden wenige Zeilen früher genannt und „purpurn“ ist das Beiwort des Kirschbaums in der Hymne 'Die Wanderung' – dennoch herrscht hier, in allen diesen Hymnen und Entwürfen der ἀκμή, „Herbst“, während im Hyperion höchstens Vorfrühling, ein milder griechischer Winter, nicht von Hölderlin, sondern von Chandler in Smyrna erlebt, eine Vorstufe nur zur herbstlichen Vollendung . . .

Nicht die Erwähnung der glühenden Farben allein zeigt den Herbst des Werkes an! Es ist ein Glühen und Leuchten, das dem Hyperion noch fehlt, noch nicht da ist, weil es noch kommen soll. Anstatt Chandlers und Choiseul-Gouffiers Griechenland, anstatt Heinses Italien ging wohl die Konkretheit Südfrankreichs in diesen Herbst ein,

wo
Bis zu Schmerzen aber der Nase steigt
Citronengeruch auf und das Öl,

wie einst golden die Lilie auf-duftete, sommerlich – so dürfen wir jetzt sagen. Doch die kurze Zeit in Südfrankreich allein hätte es nicht getan. Der innere Herbst mußte kommen, der Worte möglich machte, welche sachlich auch im Hyperion hätten stehen können, wie sie aber jetzt hingestellt sind, abgebrochen zwar, neu sind. Sie sind ein Stück Vollendung:

des Festtags gebraten Fleisch
Der Tisch und braune Trauben, braune

– hier bricht es ab. Die „Blüthen von Deutschland“ werden noch angerufen. Die Jahreszeit indessen – die innere – ist schon hinaus über die gelben Birnen und wilden Rosen, die Trauben sind braun und sie sind überhaupt da, wie sie, oder die Reben, der Weinstock und Weinberg fast allgegenwärtig sind in Hölderlins Werk. Wenn es einen Leitfaden gibt, so bilden sie ihn durch alle Antizipationen in der Richtung des gesuchten τέλος.

In welcher Form hatte doch Hölderlin selbst sich die Vollendung herangewünscht? 'An die Parzen' richtet sich das Gedicht:

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättigt, dann mir sterbe.

.
. . . Einmal
Lebt ich, wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

So klingt es aus und es ist keine bloße Form. Man weiß, wie Hölderlins Mutter, die ihren Sohn kannte, beunruhigt war, als sie das Gedicht las, und wie dieser ihr die Sorge auszureden versuchte: der Dichter müsse, schrieb er der Mutter, oft etwas Unwahres und Widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im Ganzen, worin es als etwas Vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muß. Zum Unwahren und Widersprechenden gehörte die Verbindung des erbeteten Herbstes mit dem reifen Gesange sicher nicht, doch war Hölderlin in jener Lehre, die das Unwahre als Ausgangspunkt der Poesie erlaubte, aufgewachsen. Man vergesse auch Goethes Kritik nicht, die er über zwei Gedichte, ohne ihre Verfasser zu kennen, über die hexametrische Hymne 'An den Aether' und die erste Fassung des 'Wanderers' nicht ganz ungerecht geübt hat. Die Wanderung durch die Afrikanische Wüste und zum Nordpol konnte nicht wahr sein und die Darstellung durch Negation ist geradezu das Gegenteil dessen, was hölderlinisch, je mehr er sich der Vollendung näherte, sein sollte. „Lehrt und beschreibet nicht!“ – ist Hölderlins Rat 'An die jungen Dichter'. Das tut aber das Aethergedicht noch. Man lese neben ihm 'Da ich ein Knabe war', um das Wehen wahrer Frühlingslüfte in der Selbstverständlichkeit des Lebens mit Göttern zu spüren. Der Frühling ist da, fast unmittelbar nach der ersten Fassung des Wanderers, im ersten Gedicht an Diotima (Komm und siehe die Freude):

in kühlenden Lüften
Fliegen die Zweige des Hains,
Wie die Loken im Tanz' . . .
.
Wandelt Schatten und Licht in süßmelodischem Wechsel
.
Froher lebendiger
Glänzt im Haine das Grün, und goldner funkeln die Blumen, –

Wie Botticelli! – Es ist der Aufgang eines feurigen Leuchtens, das im nächsten hexametrischen Gedicht 'Die Muße' beginnt sich auszubreiten:

Und an tausend Zweigen des Hains, wie an brennenden Kerzen
Mir das Flämmchen des Lebens glänzt, die röthliche Blüthe . . .

Und schon melden sich auch die Antizipationen des Herbstes! Man erlaube mir, daß ich sie an der Hand der Rebe verfolge. Da ist überall sinnliches und inneres Anschauen, was Goethe in jenen zwei Gedichten vermißt hat, Welt und Schicksal des Dichters zugleich. Bis auf das Jugendgedicht 'Die Tek' dürfen wir zurückgreifen. Der Jüngling hatte die Traubenhügel erstiegen,

zu schauen den herbstlichen Jubel,
Wie sie die köstliche Traube mit heiterstaunendem Blicke
Über sich halten, und lange noch zaudern, die glänzende Beere
In des Kelterers Hände zu geben –

Man behalte das Bild – Goethe selbst wäre damit zufrieden –: den heiterstaunenden Blick (die Zusammensetzung ist schon echt hölderlinisch, hölderlinisch das Staunen), das Weinlesevolk, das die köstliche Traube über sich hält und zögert, sie der Kelter preiszugeben, die glänzende Beere – sie trägt schon den hölderlinischen Glanz! Des Rebengottes gedenkt der Jüngling nicht. So wird aber Hölderlin ihn nennen – und Weingott – sobald er ihn erwähnt, dem mythologischen Namen, aus dem „die Seele schwand“, die naturhafte Epiphanie vorziehend.

Es wäre unmöglich, dem Pfad, den uns die Rebe in Hölderlins Werk öffnet, richtig zu folgen, ohne seiner Grundreligion zu gedenken. Ich nannte diese vorhin seine angeborene antike Religion, seine Kreislaufverehrung, im Gegensatz zu seiner Zeitergriffenheit. Sie ist echte mythologische Religion, unabhängig von der Erwähnung oder Nichterwähnung von mythologischen Namen. Die Mythologie kennt die Zeit, welche in der Geschichte herrscht, nicht. Sie kennt die Stetigkeit: die ewige Wiederkehr und das Darüberstehen, die Zeitlosigkeit¹. Die Vollendungsruhe ist mythologisch. „Warum sind wir ausgenommen vom schönen Kreislauf der Natur?“ – ruft Hyperion. Das Wesen der Vollendungsruhe ist Wiederkehr, Wiederkehr zum Urzustand. Dichtet Hölderlin in der frühlinghaften Ode 'Der Mensch', zu der uns nun die Rebe führt, das Ursprungsmythologem seiner Grundreligion, ein Bild des Urzustandes, so schildert er damit das Vorbild zur Vollendung:

... auf der Inseln schönster ...
.....
Lag unter Trauben einst, nach lauer
Nacht, in der dämmernden Morgenstunde
Geboren, Mutter Erde! dein schönstes Kind; –
Und auf zum Vater Helios sieht bekannt

¹ Vgl. 'Die Götter und die Weltgeschichte', Merkur, Dezemberheft 1953, 1097 ff.

Der Knab', und wacht und wählt die süßen
Beere versuchend, die heil'ge Rebe
Zur Amme sich ...

Es ist die Zeit der kleinen Oden – 'Der Mensch' ist die einzige längere unter ihnen – die erste Hälfte von Hölderlins Frühling. Wie anders lautet die Lehre bald, mit der beginnenden Zeitergriffenheit, in der Ode 'Der Zeitgeist'!

Wohl keimt aus jungen Reben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger wekst du
Die reine Seele Jünglingen auf ...

Es ist wie eine Antistrophe gegen die Strophe, die Antithese gegen die These, die Anerkennung eines zweiten Prinzips neben dem Urprinzip, das sich in der Bewegung der Himmelskörper offenbart. Diesem ist die Rebe heilig. Mythologie und Geschichte, das Stetige und das Wandelbare, Grund und Bewegung – eine andere als die der Himmelskörper – stehen da gegeneinander. Vorbildlich auch dies: für Hölderlins Werk und Leben. Der frühe Entwurf 'Palingenesie' stellt mit erstaunlicher Klarheit diese Zweiheit heraus. Da heißt das Erwachen zur Geschichte „Wiedergeburt“, im Verhältnis zur Geburt gleichsam die zweite Geburt, und der neue Daimon wird, wie der Urdaimon Liebe, „ein Gott“ genannt:

Mit der Sonne sehn' ich mich oft vom Aufgang bis zum Niedergang den weiten
Bogen schnell hineilend zu wandeln, oft, mit Gesang zu folgen dem großen dem Vollendungs-
gange der alten Natur,

.....
Aber es wohnet auch ein Gott in dem Menschen daß er Vergangenes und Zukünftiges
sieht und wie vom Strom ins Gebirg hinauf an die Quelle lustwandelt er durch
Zeiten

Der „Vollendungsgang“, der „große“, bleibt dennoch auf der Seite der Natur, und bald nach dem 'Zeitgeist', wie die abschließende dritte Strophe nach Gesang und Gegengesang, folgt ein Gedicht des großen Herbstes, die bedeutendste aller Antizipationen, die Ode 'Mein Eigentum'. Ursprünglich sollte sie auch so genannt werden: 'Der Herbsttag' oder 'Am Herbsttag'. Und so beginnt sie:

In seiner Fülle ruhet der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub und der Hain ist roth
Vom Obst, wenn schon der holden Blüten
Manche der Erde zum Danke fielen.

Von diesem Herbst aus denkt der Dichter in das „fromme Leben“ zurück, das noch in Einklang stand mit dem Gang der Gestirne:

... doch, wie Rosen, vergänglich war
Das fromme Leben, ach! und es mahnen noch,
Die blühend mir geblieben sind, die
Holden Gestirne zu oft mich dessen.

So ist das Leben „dem sicheren Mann“, „am eignen Heerd“, nicht dem
Wanderer, der anderen Götterkräften noch ausgeliefert ist:

Zu mächtig ach! ihr himmlischen Höhen zieht
Ihr mich empor, bei Stürmen, am heitern Tag
Fühl ich verzehrend euch im Busen
Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.

Nicht die holden Gestirne sind es, die ihn stürmisch ziehen, es ist ein
Sehnen in die Höhen „am heitern Tag“.

Doch heute laß mich stille den trauten Pfad
Zum Haine gehn, dem golden die Wipfel schmückt
Sein sterbend Laub, und kränzt auch mir die
Stirne, ihr holden Erinnerungen!

Und daß mir auch zu retten mein sterblich Herz,
Wie andern eine bleibende Stätte sei,
Und heimathlos die Seele mir nicht
Über das Leben hinweg sich sehne,

Sei du, Gesang, mein freundlich Asyl! sei du
Beglückender! mit sorgender Liebe mir
Gepflegt, der Garten, wo ich, wandelnd
Unter den Blüten, den immerjungen,

In sichrer Einfalt wohne, wenn draußen mir
Mit ihren Wellen allen die mächtige Zeit
Die Wandelbare fern rauscht und die
Stillere Sonne mein Wirken fördert.

Ihr seegnet gütig über den Sterblichen
Ihr Himmelskräfte! jedem sein Eigentum,
O seegnet meines auch und daß zu
Frühe die Parze den Traum nicht ende.

Die Gegenüberstellung: „die mächtige Zeit“, „die Wandelbare“ (mit
großem Anfangsbuchstaben) auf der einen Seite, „die stillere Sonne“, die
„Himmelskräfte“ auf der anderen, könnte nicht klarer und schärfer sein.
Am Herbsttag erkennt der Dichter, was sein „Eigentum“ ihm gewährt:
Asyl gegen das Verzehrende, gegen jene „Götterkräfte“, die in der „Zeit“
wirken. Was ihm „Asyl“ bedeute, erklärt er später, ein Pindarbruchstück
auslegend, in welches er auf Grund des Wortes *σωτηρίας*, die „Rettenden“,
„Ruhestätten“ hineinsieht und fälschlich hineinübersetzt. „Die Asyle“
seien „stille Ruhestätten“, „denen nichts Fremdes ankann weil an ihnen

das Wirken und das Leben der Natur“ (der „Natur“ also und nicht der
„Zeit“) „sich konzentrierte, und ein Ahnendes um sie, wie erinnernd,
dasselbige erfährt, das sie vormalis erfuhren.“ Gesang als Asyl ist Ruhe-
stätte, von ahnenden Erinnerungen umweht. „Kränzt auch mir die Stirne,
ihr holden Erinnerungen!“ – so rief er vorhin. „Garten“ – das Wort und
die Sache – erlangen ihre sprach- und kulturgeschichtlich erweisbare
Urbedeutung wieder: umhегter Ausschnitt aus der Wildnis. Diese beiden,
Garten und Wildnis, werden im hymnischen Entwurf 'Wenn aber die
Himmlichen' einander gegenübergestellt, und auch in einem anderen,
'Vom Abgrund nemlich', steht es bedeutungsvoll:

Ein wilder Hügel aber stehet über dem Abhang
Meiner Gärten ...

Und die Ruhe, sie war schon, mit der Läuterung verbunden, in der
ersten Zeile des Gedichtes da:

In seiner Fülle r u h e t der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub ...

Geläutert durch die Sonne:

Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,

hieß es in der Ode 'Der Main' und bald wieder, wo das gleiche Thema
aufgenommen wird, in der Ode 'Der Nekar':

... wenn die Sonne den Weinstok wärmt.

Die Traube ging durch das Feuer der Sonne und gelangte selbst zur Ruhe.
Späte Bruchstücke, von der glühendsten und leuchtendsten Art, halten
diese drei Momente des Traubenschicksals fest: erstens –

Wenn nemlich der Rebe Saft,
Das milde Gewächs suchet Schatten
Und die Traube wächst unter dem kühlen
Gewölbe der Blätter ...

Das war der Sommer. Dann aber:

Wenn über dem Weinberg es flammt
Und schwarz wie Kohlen
Aussiehet um die Zeit
Des Herbstes der Weinberg, weil
Die Röhren des Lebens feuriger athmen
In den Schatten des Weinstoks ...

Und nachher noch:

Auf falbem Laube ruhet
 Die Traube, des Weines Hoffnung, also ruhet auf der Wange
 Der Schatten von dem goldenen Schmuk, der hängt
 Am Ohre der Jungfrau ...

Rein inhaltlich schließt sich die Weinleseszene mit der vor dem Keltern hochgehaltenen Traube des Teck-Gedichtes hier an, und hier die dionysische Bewegtheit in der Elegie 'Stutgard', ein Wunder hölderlinischer Dichtung, das Guardini in seinem Büchlein 'Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins' unübertrefflich interpretiert hat:

Aber die Wanderer auch sind wohlgeleitet und haben
 Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab
 Vollgeschmückt mit Trauben und Laub bei sich und der Fichte
 Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,
 Und wie Wagen, bespannt mit freiem Wilde, so zieht die
 Berge voran und so trägt und eilet der Pfad.

3

Bruchstücke, wie die vorhin angeführten, vom verbrannten Weinberg und von der Ruhe der Traube, gehören in die Nähe der 'Hälfte des Lebens', ja sie liegen wohl darüber hinaus. Rebe und Traube führen uns in eine wahre Vollendungszeit der Dichtung Hölderlins hinüber. Die Ode 'Mein Eigentum' antizipiert die Vollendung: Läuterung, Ruhe, Erinnerung, Asyl in der Obhut der Himmelskräfte als Absage an die „mächtige Zeit“ – vorläufig: denn das nächste Gedicht, das mit diesem verbunden wächst, 'Palinodie' betitelt, ist schon ein Widerruf und es wird auch an anderen, mächtigeren Gegengesängen nicht fehlen – all die genannten Motive tönen die „Vollendungsruhe“ an, die nur mit der „alten Natur“ und ihren Göttern, nicht mit dem Gott, der vorwärts und rückwärts blicken heißt, zu erreichen ist. Dadurch wird aber auch ein bestimmtes Gedicht, in der Nähe der 'Hälfte des Lebens', antizipiert: die Hymne 'Mnemosyne', und zwar so, wie sie, auf Grund von Anzeichen in der Handschrift Hölderlins, von Friedrich Beißner herausgegeben wurde. Die Interpretation, die ich vorlege, ist freilich eine andere, obwohl in einzelnen Punkten, wie es nicht anders sein kann, gleichfalls dem gelehrten Herausgeber verpflichtet. Und ich werde auch einiges wiederholen müssen, was ich im Vortrag über 'Hölderlin und die Religionsgeschichte' kürzer schon gesagt habe.

Es seien jetzt die verwandten Auftakte nebeneinander gestellt, zur Ode 'Mein Eigentum', zur 'Hälfte des Lebens' und zur 'Mnemosyne':

38

In seiner Fülle ruhet der Herbsttag nun,
 Geläutert ist die Traub und der Hain ist roth
 Vom Obst ...

Mit gelben Birnen hänget ...

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
 Die Frücht ...

Im Auftakt des Gedichtes, das 'Der Herbsttag' heißen sollte und 'Mein Eigentum' wurde, sind die Motive Läuterung und Ruhe angetönt, die Motive Erinnerungen und Asyl schließen die Ode ab. Nach dem Auftakt der 'Hälfte des Lebens' folgt die Vollendung der Schwäne und die Frage: Aber nachher? Wenn es Winter ist? Der Auftakt der Hymne 'Mnemosyne' ist zuerst nur als der Anfang zur ersten Strophe bekannt geworden, der fälschlich der Titel 'Erntezeit' gegeben wurde. Es sind diese ersten Zeilen das Heidnischste, das Hölderlin je gedichtet hatte. „Wenn die Athener den Horen“ – den Göttinnen der Reife – „opfern, braten sie das Fleisch nicht, sondern sie kochen es“ – hören wir vom Kultschriftsteller Philochoros (3. Jh. v. Chr.). Sie ahmten damit das Reifen nach. Aristoteles aber fragte: „Warum ist es nicht erlaubt, das Gekochte zu braten und erlaubt nur das Gebratene zu kochen? Ob wegen dem, was in den Mysterien gesagt wird?“ Er deutet einen dionysischen Mysterienbrauch an, nach dem ein Zicklein, Vertreter des Rebengottes, zuerst in der Milch der Mutter gekocht wurde¹. Nachher ward es verbrannt. Dieses Opfer, die Antizipation der Traubenreife und des Feuertodes, aus dem Dionysos wiedergeboren werden sollte, durfte in dieser Reihenfolge nicht unheilig nachgeahmt werden. Es ist kein Wunder, daß die unglaublichen Verse Hölderlins auf das feine Sensorium Guardinis beunruhigend, ja apokalyptisch wirkten, obwohl die Strophe in einem Sichwiegenlassen ausklingt, das auf der See großartig die Ruhe der Schwäne wiederholt, wie sie „auf Wellen gewiegt, Niedersehn in die Wasser ...“

Die Hymne beginnt mit Reife und Ruhe und mit der großen Läuterung, die darin eingebettet ist, geheimnisvoll, wie es sich ziemt, wenn „Mysterien gesprochen“ werden:

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
 Die Frücht und auf der Erde geprüft und ein Gesez ist
 Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
 Prophetisch, träumend auf

¹ Vgl. meinen Vortrag 'Dramatische Gottesgegenwart in der griechischen Religion' Eranos Jahrbuch 19, 1951, 13 ff. Hölderlin stimmt mit dem Dionysischen nicht durch die angeführte Literatur, die er nicht kennt, überein, sondern durch die dionysische Wirklichkeit.

39

Den Hügeln des Himmels. Und vieles
 Wie auf den Schultern eine
 Last von Scheitern ist
 Zu behalten. Aber böse sind
 Die Pfade. Nämlich 'unrecht,
 Wie Rosse, gehn die gefangenen
 Element' und alten
 Gesetze der Erd. Und immer
 Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist
 Zu behalten. Und Noth die Treue.
 Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
 Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
 Auf schwankem Kahne der See.

Die Vollendungsruhe des Herbstes wäre auch nach der Lehre des Hyperion eine Erneuerung: „die erneuerte Jugend, so die Alten in ihrem Elysium hofften“. Dieser Zustand ist nun erreicht, intensiver als eine hyperionische Jugend ihn sich je gedacht: die Reife als Endzustand der Prüfung auf der Erde, und ein Gesetz ist, daß in dieses Feuer, das die Früchte „gekocht“, alles hineingeht: alles, der Dichter vor allem.

Allda bin ich
 Alles miteinander

– so werden zwei Zeilen im Entwurf 'Vom Abgrund nämlich' aneinander gefügt. Ob endgültig, oder sollte da noch etwas zwischen „bin ich“ und „alles“ eingefügt werden? In unserer Hymne folgt nach „alles hineingeht“ etwas vornehmlich auf den Dichter Bezügliches: „Schlangen gleich“. Damit wird eine symbolhafte Wirklichkeit angetönt, wie „Rose“ und „Schwan“ in der 'Hälfte des Lebens'. Wie jenen, so sollte auch der „Schlange“ ein ganzes Gedicht gewidmet werden, Titel und wenige Worte davon stehen vor dem ersten Entwurf zur 'Mnemosyne' und erwähnen „die Vögel“, gleichfalls prophetische Tiere des Altertums, mit „den Besten“:

Den Besten ziehen die Vögel –

„den Besten“ wohl: den Propheten der Griechen, wie jener Iamos war, dem nach der sechsten Olympischen Ode Pindars Schlangen die Sehergabe verliehen haben. „Schlangen gleich, Prophetisch, träumend auf Den Hügeln des Himmels“: so muß ein Prophet oder Dichter sein, träumend auf den Gräbern, als wäre er schon da drüben, „freundlich in Wohnungen Und Pforten des Himmels“, wie es in der ersten Fassung der Strophe steht. Das Jenseitige ist bereits da, in diesem Feuer.

Der andere Bezug der Schlange, neben dem prophetischen, ist der zum Scheiterhaufen, den „Grabesflammen“ mit dem „goldnen Rauch“ ('Germanien'). Als Schlange erscheint der auf dem Scheiterhaufen verbrannte Heros Anchises dem Aeneas bei Vergil (V 84). Unter dem Aspekt der Schlange zeigen die Grabesflammen ihre erneuernde Wirkung, denn die Schlange ist das Tier, das sich häutet und erneuert. Sie ist tatsächlich ein dionysisches Tier, ist es wahrscheinlich noch früher gewesen als das Zicklein, die Bacchantinnen trugen sie und zerrissen sie ebenso, wie das Zicklein. Ein Wunder der Dichtung Hölderlins ist auch dies, daß sie hier erscheint. Aber nicht sie allein deutet im Feuer der Reife den Scheiterhaufen an. Darauf weisen auch die „Last von Scheitern“ und die bösen Pfade hin. Zum Scheiterhaufen des Patroklos wurden auf solchen Pfaden die Scheiter geholt:

πολλὰ δ' ἄντα πάντα παρὰ τὸ δόχμα τ' ἦλθον –

so unvergeßlich Homer (Ilias XXIII 116) von den schlechten Pfaden des Idagebirges, wo die Gefährten des Achilleus das Holz gefällt haben. Scheiter und das „Böse“ und „Unrechte“ der Pfade erhalten hier, wo der Scheiterhaufen der Läuterung betreten wird, eine eigene Bedeutung. Vieles ist, „wie auf den Schultern eine Last“ in diesem Feuer „zu behalten“.

Vom „Behalten“ spricht eine Strophe der Hymne 'Der Rhein':

bis in den Tod
 Kann aber ein Mensch auch
 Im Gedächtniß das Beste behalten,
 Und dann erlebt er das Höchste.
 Nur hat ein jeder sein Maas.
 Denn schwer ist zu tragen
 Das Unglück, aber schwerer das Glück.

Das „Böse“ und „Unrechte“ der Pfade, die „alten Gesetze der Erde“, die gefangenen, titanischen Elemente, die wie Rosse durchgehen, wirken gegen das Behalten des schwer zu tragenden Glücks. Denn sie sind auch in uns da, als eine „Sehnsucht“, die „ins Ungebundene gehet“. Wo könnte Sehnsucht sein, wenn nicht in uns, wenngleich sie für Hölderlin objektiv ist, keine bloß persönliche und subjektive Angelegenheit, sondern etwas Mächtigeres. „Das wunderbare Sehnen dem Abgrund zu“ und „Das Ungebundene reizet...“ – steht in der Ode 'Stimme des Volks'. Da wird dieses Sehnen auch klar benannt als „Todeslust“, die die Völker ergreift. Ebenso klar aber erscheint hier solche Sehnsucht als Hindernis der Reife. „Allzubereit“ sind die Todeslustigen „ins All zu-

rück die kürzeste Bahn“ zu wählen. Ihnen gegenüber dürfte das gelten, was der Entwurf 'Wenn aber die Himmlischen' lehrt:

Denn es hasset
Der sinnende Gott
Unzeitiges Wachstum.

Neben dem Behalten des Glücks ist „Noth die Treue“. Auch diese ist etwas Objektives. Über sie spricht die Hymne „Am Quell der Donau“:

Und nicht umsonst ward uns
In die Seele die Treue gegeben.
Nicht uns, auch Eures bewahrt sie...

– wobei mit „Eurem“ das Gedächtnis der Heroen gemeint wird. Sie heißt in der zweiten Fassung des hymnischen Entwurfes 'Griechenland' geradezu „die Treue Gottes, das Verständige“, durch das Neutrum neben solch mächtiges Objektives gestellt, wie „das Rettende“ oder „das Weise“, nämlich Gottes. Die objektive Treue wurde uns „in die Seele gegeben“. Sie ist auch deswegen objektiv, weil sie objektiven Gehalt hat, der verstanden werden kann. „Blind ist die Treue dann“, heißt es in einer früheren Fassung unserer Hymne, wenn am Himmel über Menschen ein Streit ist. Wird das Verhalten der Götterkräfte unverständlich, so wird die Treue sinnlos: durch sie hält man sich an Festes und Stetiges. Das schwere Glück, das Beste, das uns je zuteil geworden ist auf Erden, behalten und die Treue haben, die bei Gott „das Verständige“ ist, das heißt verstehen – verstehen „das Wahre“, das nach der zuerst geplanten ersten Strophe sich in langer Zeit ereignet, – verstehen schon jetzt und hier und so sich wiegen lassen, wie „auf schwankem Kahne der See“: dieser Zustand ist erreicht.

So sei die erste Strophe wieder gelesen:

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
Die Frücht und auf der Erde geprüft und ein Gesetz ist
Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
Prophetisch, träumend auf
Den Hügeln des Himmels. Und vieles
Wie auf den Schultern eine
Last von Scheitern ist
Zu behalten. Aber böse sind
Die Pfade. Nämlich unrecht,
Wie Rosse, gehn die gefangenen
Element' und alten
Gesetze der Erd. Und immer
Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist

Zu behalten. Und Noth die Treue.
Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
Auf schwankem Kahne der See.

„Wie aber liebes?“ – so lautet die sich anschließende Frage. – Wie wird es, wenn im Feuer der Reife, außer dem schweren Glück, dem zu Behaltenden, und dem Wahren, dem zu Verstehenden, alles andere verbrannt ist? Was jetzt folgt, hat in den ersten zwei Zeilen die erschütternde Nacktheit der letzten Verse der 'Hälfte des Lebens', aber welche andere Strahlung!

Wie aber liebes? Sonnenschein
Am Boden sehen wir und trockenen Staub
Und heimatlich die Schatten der Wälder und es blühet
An Dächern der Rauch, bei alter Krone
Der Thürme, friedsam...

So einfach ist das Wahre, wenn man weder vorwärts, noch rückwärts sieht und nur die Wunde des Lichtes hat in der Seele. Denn an jenen Satz haben wir im Folgenden zu denken, den Hölderlin im Dezember 1802 an Böhlendorff schrieb: „daß mich Apollo geschlagen“ –

gut sind nämlich
Hat gegenredend die Seele
Ein Himmlisches verwundet, die Tageszeichen.

Gegenredend: gegen die Sehnsucht der Seele redend. „Fernher gegenredend die Seele getroffen“ – anstatt „verwundet“ – sollte es früher lauten, mit klarerem Bezug auf den fernher treffenden Gott. Und „hell-tönend“ – wie die Leier Apolls – sollten die Tageszeichen sein. Es ist apollinische Helle, die sich da ausbreitet. In ihr verwandelt sich der gefürchtete Winter in Schnee, der mit den Maienblumen gleich ist in Bedeutung:

Denn Schnee, wie Majenblumen
Das Edelmüthige, wo
Es sei, bedeutend, glänzet auf
Der grünen Wiese
Der Alpen, hälftig...

Die Hälfte des Lebens erscheint da, wie eine Paßhöhe, zur Hälfte wohl schon mit Schnee bedeckt, aber worauf weist auch dieser? Auf „das Edelmüthige“, und das Edelmüthige, wie wäre es weniger objektiv, als die Treue? Das Edelmüthige Gottes kann es nur sein, wo es sich immer helfend und rettend offenbart.

Doch damit hört die Vision der Paßhöhe nicht auf. Im ungeheuren Licht, das ihm zuteil geworden, sieht Hölderlin eine Gestalt, in der ich glaube seine eigene äußere Erscheinung nach der Rückkehr aus Südfrankreich zu erkennen. War es nicht sein Zorn, vor dem sich seine Angehörigen zu fürchten hatten? Sprach er nicht von Christus und war er nicht „fern ahnend“? Und so lesen wir mit zugeschnürter Kehle weiter:

da, vom Kreuze redend, das
Gesetzt ist unterwegs einmal
Gestorbenen, auf hoher Straß
Ein Wandersmann geht zornig,
Fern ahnend mit
Dem andern, aber was ist diß?

Es wäre zu viel, erraten zu wollen, wen er mit „dem andern“ meinte. Ahnungen waren ihm aber auch die Erinnerungen. „Ein Ahnendes, wie erinnernd“ – so lasen wir in seiner Auslegung des Pindarfragmentes. Und eben das folgt jetzt: das ahnend Erinnernde, in Sagen überlieferte, – die „ein Gedächtnis sind dem Höchsten“, hieß es in der ‘Stimme des Volks’ – in apollinischem Licht, ohne Verschleierung – was ist dies?

Am Feigenbaum ist mein
Achilles mir gestorben,
Und Ajax liegt
An den Grotten der See,
An Bächen, benachbart dem Skamandros.
An Schläfen Sausen einst, nach
Der unbewegten Salamis steter
Gewohnheit, in der Fremd', ist groß
Ajax gestorben
Patroklos aber in des Königes Harnisch. Und es starben
Noch andere viel . . .

Ajax starb in der Ferne, wie die Söhne der zu kleinen Insel Salamis gewöhnlich, „bei Windessausen“ nach den früheren Fassungen. Auch dieser Tod mußte der Wahrheit gemäß genommen werden. Starb Ajax nicht an wahnsinnigem Zorn? Und wußte um Zorn und der „Schläfen Sausen“ nicht der Dichter am besten? „Ich bin jetzt wieder gesünder, als vor einiger Zeit, wo ich sehr an Nervenkopfweg litt“ – steht in einem Brief an die Mutter (10. März 1798). Nur schonungslose Wahrheit und nur Konkretes werden zugelassen, auch in bezug auf die „Mnemosyne“, die „Erinnerung“ und das „Gedächtnis“, wie eine Göttin der griechischen Mythologie hieß. Eine frühere Überschrift der Hymne sollte „Die Nymphe“ sein: Nymphen waren sterblich, sie vergingen, wenn auch nach jahrhundertlangem Leben, sie starben mit ihren Quellen und Bäumen. Mne-

mosyne hatte eine ähnliche Konkretheit auch, wie die Nymphen, die Konkretheit einer Stadtgöttin, und im Konkreten, nicht in bloßen Namen, wollte Hölderlin die Götter sehen: Apollon in der Sonne, Dionysos in der Rebe. Mnemosyne war in einer Stadt konkret da und hieß doch „Erinnerung“, „Gedächtnis“! Dies war das Erschütterndste:

Am Kithäron aber lag
Eleutherä, der Mnemosyne Stadt. Der auch als
Ablegte den Mantel Gott, das abendliche nachher löste
Die Loken . . .

„Heilige Schleier auf ihrem Haupt“ – *ἱερὰ κατήδεμα* – trug auch Troja bei Homer, die Mauer, die die Griechen zu lösen hatten (Ilias XVI 100). Die Stadt der Mnemosyne ist für Hölderlin wie der Baum einer Nymphe. Die Locken einer Göttin wurden gelöst, als die Mauern hinfielen, in der Zeit des Unterganges, nachdem Gott aufgehört hat, in Griechenland zu wirken. In ihren Ruinen entschliefen Erinnerung und Gedächtnis. Die Trauer ginge da fehl:

Himmlische nemlich sind
Unwillig, wenn einer nicht die Seele schonend sich
Zusammengenommen, aber er muß doch;

– *ὁ φιλῶν τὴν ψυχὴν αὐτοῦ ἀπολλύει αὐτήν* steht wörtlich im Johannes-evangelium (12, 25) und die Worte erlaubten dem Dichter auch diese Übersetzung: „Wer seine Seele liebhat, der wird sie verlieren“ und das war ihm jetzt Bestätigung –

dem

Gleich fehlet die Trauer.

Die eigenste, liebste Welt so betrachten, so abgeklärt und befreit von allem Verschleiern, in vollem Licht der Wahrheit – ist dies keine Vollendung, *τέλος* als Ende und Höhepunkt, höchste Stufe der Reife und der Initiation, die auch viel höherem Alter selten zuteil wird? Es gehört freilich zu den Geheimnissen des *τέλος*, daß kein *τέλος* des Menschen das Allerletzte ist. Wäre aber jenes, zu dem Hölderlin in seinen allerletzten Fragmenten, den glühendsten – wenn man will: den dunkelglühendsten – auf dem Wege war, menschlich noch ertragbar gewesen? Ertragbar jene letzte Nacktheit, in der sogar die Schatten leuchten würden? Was meine ich damit? Gottes Schöpfung mit Gottes Augen, die Welt der Götter wie ein Gott anschauen.

SINN UND GESTALT DER HEIMAT IN HÖLDERLINS DICHTUNG

VORTRAG¹

VON
WOLFGANG BINDER

Meine Damen und Herren!

Im Herbst 1799 schreibt Hölderlin im Hinblick auf ein großes dichterisches Werk, das er unter den Händen hat, an seine Mutter in Nürtingen: „Kann ich auch für dißmal nicht die Aufmerksamkeit meines deutschen Vaterlands so weit verdienen, daß die Menschen nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen, so will ich es, so Gott will! in Zukunft noch dahin bringen. Denn das ist doch eigentlich das einzige, auch der süßeste Gewinn für alle Verläugnung und alle die liebe Mühe, ohne die der Schriftsteller nichts werden kann, daß er sich und den Namen der Seinigen unter sein Volk und unter die Nachwelt bringt. Und das sind keine Worte, theure Mutter!“² Es waren gewiß keine Worte; denn der so schrieb, stand auf der Höhe seines Dichtertums und hatte Werke geschaffen, die heute zum kostbarsten Besitz der deutschen Dichtung zählen. Aber die Anerkennung blieb ihm nicht nur „für dißmal“, sondern für sein Leben versagt, und es hat über hundert Jahre gedauert, bis sich sein Vaterland seiner erinnerte und aus den wenigen, die ihn für sich erkannt und im Stillen verehrt hatten, eine Gemeinde wurde, die nach seiner Mutter und seinem Geburtsort fragt und sein dichterisches Wort als ein Gut begreift, das „ausgetheilet erfreut . . . und getauschet, mit Fremden“. Menschen aller Alterstufen und Geistesrichtungen kennen und lieben heute seine Werke und treiben manchmal sogar einen Kult mit ihnen, der freilich nicht im Sinne ihres Schöpfers liegt. Diese, besonnene oder ekstatische, Verehrung hat ihre Wurzeln in den verschiedensten

¹ Gehalten an Hölderlins 110. Todestag, dem 7. Juni 1953, in einer von der Stadt Nürtingen und der Friedrich Hölderlin Gesellschaft gemeinsam veranstalteten Feier in Nürtingen. Anmerkungen sind für den Druck hinzugefügt.

² Hölderlins Sämtliche Werke, Propyläen-Ausgabe (abgek. PrA) Bd. III, S. 436 f.

Bereichen, in der geistigen Lage der Gegenwart, in der Hölderlin-Tradition bestimmter Gruppen, in der unmittelbaren Aufgeschlossenheit des Einzelnen. Sie prägt sich darum bis hinauf in die Forschung sehr verschieden aus. In einem Punkt scheinen aber diese mannigfaltigen, mehr oder minder begründeten Hölderlin-Auffassungen übereinzustimmen: sie erkennen die Höhe und Reinheit des Dichtertums, das aus Hölderlins Werken spricht, bedingungslos an. Man sieht in ihm etwas wie einen Repräsentanten des absolut Dichterischen und gestattet sich darum nicht, ihn, bei aller Liebe, etwa seinen Lieblingsdichter zu nennen, was Mörike oder Stifter gegenüber durchaus möglich und kein unziemliches Verhalten ist. Man fühlt, daß Hölderlin allen und niemandem gehört, daß man sich nicht mit ihm identifizieren kann, daß sein Geist und sein Wort in Sphären hinaufreicht, die wir nicht schon von uns aus erfahren haben, sondern erst durch ihn kennen lernen, dann aber als einen unverlierbaren Besitz unserer inneren Welt bewahren. So verbinden sich uns mit dem Namen Hölderlin Assoziationen zu sehr hohen, geistigen Gegenständen, man denkt an Themen wie: die Natur und das Göttliche, Menschengemeinschaft und Dichterberuf, Griechentum und Abendland, Mythos und Christentum, man denkt an zeitentrückte Gestalten wie Hyperion, Diotima und Empedokles oder an dichterische Formen wie die griechische Ode und den Pindarischen Siegesgesang.

Hier soll von einer anderen, viel schlichteren und selbstverständlicheren Sache die Rede sein: von der Heimat und ihrem Bild in Hölderlins Dichtung¹. Nach dem eben Gesagten muß man sich allerdings fragen: gibt es denn die Heimat in Hölderlins Welt? Kann etwas, das sich in der Dichtung doch höchstens lyrisch-gefühlshaft oder episch-anschaulich behandeln läßt, kann es bei einem Dichter, der von sich sagte: „Beruf ist mir's, zu rühmen Höher's“, mehr als ein gelegentliches Motiv sein, das er eben im Stil seiner Zeit verwendet? Wir werden zu zeigen haben, daß Hölderlin seine ganz eigene Erfahrung von Heimat und von seiner Heimat hat, daß diese neben Seelentum und hoher Geistigkeit nicht nur bestehen kann, sondern mit ihnen ursächlich zusammenhängt, ja daß die Heimat zu den zwei oder drei unbestreitbaren Wirklichkeiten gehört, auf denen Hölderlins Weltbild und Lebensgefühl ruhen.

Um dieser Besonderheit gerecht zu werden, ist es gut, sich zunächst daran zu erinnern, welche Bedeutung die Heimat im Empfinden der Zeit

¹ Zur Ergänzung sei die Rede von P. Böckmann 'Heimat und Vaterland in der Dichtung Hölderlins' genannt (Hölderlin, Drei Reden 1943, S. 5 ff.). Zum 110. Todestag erschien auch ein Artikel von A. Beck 'Die Heimat im Leben Hölderlins' in der Nürtinger Zeitung vom 6. Juni 1953.

hat. Die Aufklärung hatte den Typus des Weltbürgers geschaffen, der sich überall wohlfühlt, wo nur das Licht der Vernunft scheint, der Vernunft, die im Sinne des Rationalismus ebenso international ist wie er selbst. Er nennt sich einen „Kosmopoliten“ und will damit sagen, daß er nicht etwa Mitleid verdient, weil er kein Vaterland hat, sondern Bewunderung, weil er deren mehrere besitzt. Aus diesem Wanderer, der überall zu Hause ist, macht die Empfindsamkeit – im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und unter dem Einfluß englischer Romane – den sentimental Reisenden, der nirgends zu Hause ist und sich stets wehmütig resignierend von den Seßhaften scheidet. Er ist der ewig Schweifende, der sich zwar immer nach einer Heimat sehnt, sie aber nicht nur nicht finden kann, sondern gar nicht finden darf, weil nämlich sonst die Sehnsucht gestillt würde und die Quelle der Empfindsamkeit versiegt. Ein durch und durch stilisiertes Verhältnis also, in dem die reale Bedeutung der Heimat ganz aus dem Spiel bleibt und ihr Begriff nur eingeführt ist, um eines jener irrealen Ziele zu gewinnen, die der Sentimentale braucht, um sentimental sein zu können. Ins Religiöse übertragen und von seinem Unernst befreit kehrt dieses Verhältnis in der pietistischen Sehnsucht nach der ewigen Heimat wieder, oder richtiger, die empfindsame Heimatsehnsucht ist die profane Entartung der pietistischen. Aber gerade auch dem Pietisten ist diese Heimat das, was hier nicht erreichbar ist. Er malt sich zwar vielleicht das jenseitige Glück aus, aber er bewältigt es geistig ebensowenig wie der Empfindsame das erträumte irdische Heimatglück, weil es hier wie dort ganz vom Gefühl aufgesogen ist.

Pietismus und Empfindsamkeit sind die herrschenden Mächte in dem Umkreis, in dem Hölderlin aufwuchs und zu schreiben begann. So sehr er ihnen weit über seine Jugendjahre hinaus verpflichtet ist, in seiner Behandlung des Heimatmotivs geht er eigene Wege. Die Heimat ist ihm gar kein Motiv in diesem Sinne, d. h. ein poetisches Versatzstück, das sich hier oder dort gut gebrauchen läßt, sondern, wie schon gesagt, eine lebendige Erfahrung, von der zu sprechen an bestimmten Stellen eine Notwendigkeit sein kann. Es geht ihm daher zunächst nicht um Heimat schlechthin, sondern um seine schwäbische Heimat, auch wenn er bestimmte Namen nicht nennt. Diese Erfahrung ist von einer unmittelbaren Heimatliebe getragen, die wiederum mit dem pietistischen oder empfindsamen Gefühlsabsolutismus nichts zu tun hat; denn sie ruht auf einer konkreten Anschauung von seiner Heimatwelt. Anschauung und Liebe bilden zusammen Hölderlins objektiv-subjektive Erfahrung von der Heimat, und diese erst ist das tragfähige Fundament, auf dem es dann zu einer echten, d. h. geistigen Begegnung mit dem Phänomen „Heimat“

kommen kann. Diese Begegnung vollzieht sich im wesentlichen in drei Ebenen: in der Landschaft, in der Geschichte und in etwas, das man den Geist der Heimat nennen könnte. Dieser prägt sich für Hölderlins Empfinden schon in den beiden ersten, wenigstens in gewissen Zügen, aus. Die Heimatgeschichte beansprucht sein Interesse in geringerem Maße als die Heimatlandschaft. Hölderlin besaß keinen historischen Sinn wie Herder und pflegt das Geschichtliche, namentlich in seiner mittleren, klassischen Epoche, in der Zeit der Oden und Elegien, im Sinne einer auf ideale Allgemeingültigkeit gerichteten, normativen Denkweise umzudeuten. So muß unsere Betrachtung am längsten bei Darstellung und Bedeutung der Heimatlandschaft verweilen. Der schwäbische Menschen-schlag und die Kultur des Landes sind Gegenstände, über die er sich nicht geäußert hat.

Ehe wir die Entwicklung dieses Heimatbewußtseins und seine dichterische Gestaltung in den verschiedenen Epochen Hölderlins verfolgen, müssen wir noch ein Wort über das Verhältnis von Heimatgefühl und Dichtertum bei Hölderlin sagen; denn beide hängen für ihn unmittelbar zusammen. Da er nämlich nichts ausspricht, ohne sich zugleich des Vollzugs einer dichterischen Sendung in seinem Sprechen bewußt zu sein, so enthält auch alles, was er über die Heimat sagt, immer seine Anschauung vom Wesen des Bezugs von Dichter und Heimat mit. Um späteren Mißverständnissen vorzubeugen, müssen wir diesen Bezug zunächst klären, obwohl er oft nur als stillschweigende Voraussetzung hinzuzudenken ist.

Ich darf mit einer biographischen Erinnerung beginnen. Hölderlin hat Nürtingen als seine eigentliche Heimat angesehen. Einer Denkform entsprechend, die gerne von einem bestimmten Punkt ausgeht und diesen sphärisch erweitert, hat die Heimat einen äußeren Kreis, der Schwaben, und später einen äußersten, der Das Vaterland oder Hesperien heißt. Aber auch die innere Heimat, der Nürtinger Raum zwischen Albrand und Neckar, hat noch einmal einen innersten Punkt, die Familie, oder eigentlich die Gestalt der Mutter. Sie hat Hölderlin erzogen, da Vater und Stiefvater früh starben, von Nürtingen aus hat er, da er für die württembergische Theologenlaufbahn bestimmt war, die niederen Seminare Denkendorf und Maulbronn und das Tübinger Stift besucht. Von dort ist er an Sonntagen und in den Ferien bei der Mutter in Nürtingen eingekehrt und hat von seinem Heimatrecht in Stadt und Familie so selbstverständlich wie jeder auswärts studierende Sohn Gebrauch gemacht.

Erst mit dem Beginn seiner Wanderjahre wird eine tiefe Lebensproblematik offenbar, deren Wurzeln weit zurückreichen und deren Ergebnis es schließlich war, daß Hölderlin in dem Alter, wo ein Mann sich Existenz und eine neue Heimat schaffen muß, beides nicht fand, weil er sich um seiner dichterischen Berufung willen nicht zum Pfarramt entschließen konnte. Er blieb ein Wanderer, äußerlich und noch mehr im Sinne einer inneren Ortlosigkeit in dem Leben, in dessen Bedingtheit und Zufälligkeit wir uns, so gut wir es vermögen, einrichten. Und es mutet wie tragische Ironie an, daß er erst, als sein Geist in der Umnachtung versunken war, eine „bleibende Stätte“ in diesem Leben, aber eben nur ein Asyl, keine Heimat mehr, im Haus über dem Neckar in Tübingen gefunden hat. So ist die Frage erlaubt, ob dieser „wandelnde Geist“, dieser „wandelndste“, wie ihn Rilke in seinem späten Gedicht 'An Hölderlin' nennt, überhaupt Heimat besessen habe und befugt sei, davon zu sprechen. Denn so wenig er sich eine neue Heimat draußen zu gründen verstand, so wenig konnte er in den trüben Zwischenzeiten zwischen den verschiedenen Hofmeisterstellen und anderen Aufenthalten in der Fremde zu Hause in Nürtingen ein frohes, unbeschwertes Heimat- und Geborgenheitsgefühl genießen. Er kam ja jedesmal als Schiffbrüchiger, nie hatten sich seine Lebenshoffnungen erfüllt. Von Mal zu Mal war ihm der Gedanke drückender, der Mutter zur Last zu fallen, dazu ihr Drängen, nun endlich als Pfarrer selbsthaft zu werden, und seine Angst, das Konsistorium könnte den müßig zu Hause Sitzenden zwingen, eine Pfarrstelle anzunehmen. Ganz zu schweigen von den geheimen, tieferen Schmerzen, die naturgemäß jedesmal nach dem Scheitern in der Fremde hervortreten mußten, zuerst dem Ringen um den Sinn der Kunst und die eigene Schaffenskraft, dann dem Leid um Diotima und schließlich dem Kampf gegen die geistige Verwirrung, deren Nahen er ziemlich lange voraus gespürt hat. „Ich friere und starre in den Winter, der mich umgibt. So eisern mein Himmel ist, so steinern bin ich“, schreibt er aus einer der Nürtinger Zwischenzeiten an Schiller nach dem Zusammenbruch und der Flucht aus Jena¹. Es hat nicht den Anschein, als ob Hölderlin sich in seinen Mannesjahren zu Hause jeweils sehr heimisch gefühlt hätte. Und er denkt auch gar nicht daran, daß die Jugendheimat einmal seine Lebensheimat werden solle. Gegen Ende der Frankfurter Zeit schreibt er an die Mutter: „Lassen Sie Ihre Ruhe durch keinen Gedanken an den Sohn stören, der eben in der Fremde lebt und leben muß, bis seine eigne Natur

¹ PrA II, S. 345. Vgl. auch den Brief an die Mutter vom 20. Nov. 1796, PrA II, S. 391.

und äußere Umstände ihm erlauben, auch irgendwo mit Herz und Sinnen einheimisch zu werden“¹.

Und nun schlägt man die Gedichte auf und findet in ihnen, immer in der Situation einer solchen Rückkehr in die Heimat, Stellen von einer Wärme des Gefühls, einer Innigkeit des Bildes und Tiefe des Gedankens, daß das eben Gesagte ganz unverständlich zu werden scheint. Etwa nach der Rückkehr aus Homburg in der Ode 'Die Heimath':²

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Oder die Anfangsverse der Ode 'Rückkehr in die Heimath':³

Ihr milden Lüfte! Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr woogenden Gebirg! o all ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihrs wieder?

Du stiller Ort! in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehrenden,
Und du mein Haus, und ihr Gespielen,
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

Und das Gedicht schließt mit dem Gebet:

..... nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

Noch ergrieffener begrüßt Hölderlin die Heimat ein Jahr später bei der wiederum um eine Hoffnung ärmeren Rückkehr aus der Schweiz in Lindau, in der Elegie 'Heimkunft':⁴

Alles scheint vertraut, der vorübereilende Gruß auch
Scheint von Freunden, es scheint jegliche Miene verwandt.
Freilich wohl! das Geburtsland ists, der Boden der Heimath,
Was du suchest, es ist nahe, begegnet dir schon.
Und umsonst nicht steht, wie ein Sohn, am wellenumrauschten
Thor' und siehet und sucht liebende Nahmen für dich,
Mit Gesang ein wandernder Mann, glückseeliges Lindau!

¹ PrA II, S. 430.

² Hölderlin, Sämtliche Werke, Große Stuttgarter Ausgabe (abgek. StA) hrsg. von Fr. Beißner, Bd. II, S. 19.

³ StA II, S. 29.

⁴ StA II, S. 97 f.

Und dann eilt der innere Blick den Augen voraus und schaut die Einkehr in die Heimatstadt:

Dort empfangen sie mich. O Stimme der Stadt, der Mutter!
O du triffst, du regst Langegelesenes mir auf!
Dennoch sind sie es noch! noch blühet die Sonn' und die Freud' euch,
O ihr Liebsten! und fast heller im Auge, wie sonst.
Ja! das Alte noch ist! Es gedeihet und reifet, doch keines
Was da lebet und liebt, lasset die Treue zurück.

Wie sind solche Äußerungen, ja Ausbrüche einer innigsten, erschütterten Heimatliebe, deren sprachliche Schönheit in der deutschen Heimatdichtung kaum ihresgleichen hat, mit der Bedrückung, Verzweiflung und dumpfen Resignation zu vereinen, die Hölderlin jedesmal in der Nürtinger Zwischenzeit befällt? Man könnte vielleicht sagen: im Augenblick der Heimkehr lebt er auf, und erst, wenn ihn der heimische Alltag wieder im Bann hat, kommt ihm das Elend seiner Lage zum Bewußtsein. Aber so unmittelbar, so impressionistisch folgt seine Dichtung dem Leben nicht – die Gedichte sind ja immer erst nach geraumer Zeit entstanden –, und wenn einer nicht im vorübergehenden Augenblick lebte und dichtete, sondern sein Schicksal weit voraus und seine Ursprünge weit zurück wußte, so war er es. Aber man könnte vielleicht sagen: es sind poetische Verklärungen, Wunschbilder ohne Wirklichkeitsgehalt. Auch das wäre eine matte Auskunft; denn so sind Leben und Dichten in Hölderlins Existenz auch nicht getrennt. Er ist nicht dieser oder jener und außerdem Dichter, sondern seine Persönlichkeit geht in seinem Dichtertum auf. Darum besitzt sein dichterisches Wort, im schönen Stil seiner klassischen Periode nicht minder als im strengen seiner Spätzeit, jenes eigentümliche Wahrheitsgewicht, das einen nicht daran zweifeln läßt, es sei alles ernstlich gemeint. Was er vom Tun der Menschen im Angesicht der offenbaren Götter sagt, gilt erst recht von seiner Dichtung und ihrem Dienst zwischen Göttern und Menschen: „Vor den Aether gebührt müßig-versuchendes nicht“¹.

Nein, wir müssen wohl aus den Sphären des unmittelbaren Erlebnisses und des poetischen Verfahrens in den tieferen Bereich der dichterischen Existenz, des Dichterberufs, wie Hölderlin sagt, hinuntersteigen, um diesen Zwiespalt zu begreifen. Und hier wäre wohl zu sagen: Heimat haben und die Heimat dichten sind nicht dasselbe, und für einen Dichter wie Hölderlin schließt das eine das andere aus. Er sagt es selbst:

¹ 'Brod und Wein' V. 94, StA II, S. 93.

Unschädlich, wie vom Lichte die Blume lebt,
So leben, gern vom schönen Bilde
Träumend, und selig und arm, die Dichter¹.

Verzicht auf Heimat, ob sie Nürtingen oder Schwaben oder Deutschland heißt, Verzicht auf Beruf und Familie, auf Ruhm und Glück, auf jede Art von Wirklichkeit in dem bedingten, zeitlichen Dasein, das uns andere so warm und bergend umgibt, dies ist der Preis für die höhere Selbstverwirklichung eines Dichters, dem es aufgetragen war, „unter Gottes Gewittern, . . . mit entblößtem Haupte zu stehen, des Vaters Stral, ihn selbst, mit eigner Hand zu fassen und dem Volk ins Lied gehüllt die himmlische Gaabe zu reichen“². So wäre also das Bild der Heimat in Hölderlins Dichtung nicht eine poetische Fiktion und nicht der Niederschlag flüchtiger Erlebnisse, sondern der Ausdruck einer im Entbehren tief erfahrenen Wirklichkeit, und Hölderlin wäre nur darum der Sänger der Heimat, weil er ein heimatloser Sänger war.

Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimathloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden, und die
Erde, die freie, sie muß ja leider!

Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt³.

Ein in voller Unbedingtheit erfahrenes und bejahtes Schicksal. Und doch ist das nicht Hölderlins letztes Wort über den Dichter und die Heimat. Indem der Dichter die ihm durch seinen Dichterberuf auferlegte wirkliche Heimatlosigkeit annimmt, und so das Wesen der Heimat tiefer zu erfassen und ihr Bild reiner darzustellen lernt, wird ihm das Höchste zuteil, was die Heimat zu geben hat, ihr „Segen“. Ein spätes Fragment spricht es aus. (Es heißt hier zwar „Vaterland“, nicht „Heimat“. Aber die beiden Begriffe – beim jungen Hölderlin ohnehin identisch – unterscheiden sich beim späten nur durch Umfang und Schärfe der Definition. Was die Vorstellung des Vaterlands an Gefühlswerten enthält, stammt aus der der Heimat.) Das Fragment lautet:⁴

Und wie des Vaters Hand ihm über den Loken geruht,
In Tagen der Kindheit,
So krönet, daß er schauernd es fühlt
Ein Seegen das Haupt des Sängers,
Wenn dich, der du

¹ 'An eine Verlobte' V. 22 ff., StA II, S. 32.

² 'Wie wenn am Feiertage . . .' V. 56 ff., StA II, S. 119 f.

³ 'Der Main' V. 25 ff., StA I, S. 304.

⁴ 'Deutscher Gesang' V. 30 ff., StA II, S. 203.

Um deiner Schöne willen, bis heute,
Nahmlos geblieben, o göttlichster!
O guter Geist des Vaterlands
Sein Wort im Liede dich nennet.

Dieses Gesetz steht also über Hölderlins Verhältnis zur Heimat, und es gilt nur für ihn. Nichts wäre verkehrter, als es zu verallgemeinern und etwa zu folgern, Johann Peter Hebel und Peter Rosegger oder auch Stifter und Gotthelf müßten weit schlechtere Heimatdichter sein als Hölderlin, weil sie in ihrer Heimat lebten und wirkten und einer Spannung der Art nicht ausgesetzt waren, wie sie für Hölderlin zwischen Heimat haben und Dichtersein besteht. Hölderlin ist kein Heimatdichter in ihrem Sinne, sondern er ist der Sänger der Heimat, so wie er der Sänger anderer Lebens- und Geismächte des Daseins ist, der Natur und der Götter, des griechischen und des hesperischen Wesens, der Begeisterung und des Gemeingeists usw., und seine Art ist von der jener Männer, nicht der Zeit aber dem Geist nach, um ein Jahrhundert getrennt.

3

Es ist an der Zeit, Hölderlins konkrete Aussagen über seine und über Heimat überhaupt und ihre Darstellung in seiner Dichtung ins Auge zu fassen. Wir beginnen mit der Jugenddichtung, d. h. den Gedichten des Denkendorfer und Maulbronner Seminaristen und des Tübinger Studenten.

Hölderlin hat seine dichterische Eigenart verhältnismäßig spät gefunden. Er besaß nicht das frühreife Genie seines Lehrmeisters Klopstock oder seines Freundes Schelling, sondern er mußte, darin eher dem anderen Stiftsfreund, Hegel, vergleichbar, sich vieles aneignen und wieder abstoßen, ehe er, schließlich in einer letzten Befreiung durch das Erlebnis Diotimas, den unverwechselbar eigenen Ton gefunden hat, den wir meinen, wenn wir Hölderlin sagen. Darum bleibt seine Jugenddichtung in Sprache und Form, in Thematik und Lebensanschauung, in Ethos und künstlerischem Willen länger als ein Jahrzehnt wechselnden Vorbildern verpflichtet und tönt von Pathos und Empfindsamkeit, von Hymnenschwung und Weltschmerz wider. Hier beklagt er etwa elegisch die Unbeständigkeit des Lebens, ein verschwundenes Glück oder die Gleichgültigkeit der Geliebten, dort geißelt er mit der Strenge des Richters die Torheit der Welt, in dithyrambischem Aufschwung preist er die Größe heroischer Vorbilder oder die Göttlichkeit des Ideals, und in frommer Demut beugt er sich vor dem Herrn der Schöpfung. Zwischen all diesen

hochgespannten, sicherlich echt empfundenen, aber unselbständig ausgedrückten Gefühlen findet man nun aber Stellen und Strophen, die ganz aus diesem Rahmen fallen und die man zu Unrecht unpoetisch genannt hat. Naiv und unbekümmert schildern sie konkrete Züge der Landschaft und des bauerlichen Lebens, kindliche Spiele und kleine Erlebnisse in Wald und Feld und ergeben in ihrer Gesamtheit ein heiteranschauliches Bild der Heimat und ihres Lebens oder vielmehr der Weise, wie sie der junge Dichter in sein Bewußtsein aufgenommen hat. So heißt es etwa in dem großen Hexametergedicht 'Die Tek':¹

Schellend kehren zurück von schattigten Triften die Heerden,
Und fürs dritte Gras der Wiesen, im Herbst noch fruchtbar,
Schneidend geklopft ertönt des Mähers blinkende Sense.
Traulich summen benachbarte Abendglocken zusammen,
Und es spielt der fröhliche Junge dem lauschenden Mädchen
Zwischen den Lippen mit Birnbaumblättern ein scherzendes Liedchen.

Das sind noch etwas holprige Hexameter, und die „schattigten Triften“ und die „blinkende Sense“ abgegriffene Wendungen. Aber wie hübsch das Blattpfeifen und die Bemerkung über das dritte Gras; denn der 18jährige weiß, daß ein Grummet im Herbst eine besonders fruchtbare Gegend verrät, und freut sich, dieses Wissen zu zeigen. So real-idyllisch darf das Gedicht freilich nicht schließen, und so kleidet sich der Abschiedsblick auf die Albberge in pathetische Worte, wie sie dem Stil Klopstocks und Fr. L. Stolbergs entsprechen:

Aber indessen hat mein hehres Riesengebirge
Sein gepriesenes Haupt in nächtliche Nebel verhüllet,
Und ich kehre zurück in die Hütten der biederer Freundschaft.

Die Ode 'Einst und Jetzt' blickt aus der klösterlichen Enge des Tübinger Stifts auf die „Stunden der Knabenfreude“ zurück:²

Ich seh' euch wieder – herrlicher Augenblick!
Da füttert' ich mein Hünchen, da pflanzte ich Kohl
Und Nelken – freute so des Frühlings
Mich und der Erndt', und des Herbstgewimmels.

Da sucht' ich Maienblümchen im Walde mir,
Da wälzt' ich mich im duftenden Heu' umher,
Da brokt' ich Milch mit Schnittern ein, da
Schleudert' ich Schwärmer am Rebenberge.

Und o! wie warm, wie hieng ich so warm an euch
Gespielen meiner Einfalt, wie stürmten wir
In ofner Feldschlacht, lehrten uns den
Strudel durchschwimmen, die Eich' ersteigen?

¹ V. 79 ff., StA I, S. 57.

² V. 13 ff., StA I, S. 95.

Aber wieder der pathetisch-weltschmerzliche Schluß:

Lebt wohl, ihr güldnen Stunden vergangner Zeit,
Ihr lieben Kinderträume von Größ' und Ruhm,
Lebt wohl, lebt wol, ihr Spielgenossen,
Weint um den Jüngling, er ist verachtet!

Ein letztes Beispiel für die Selbstverständlichkeit, mit der der junge Dichter die ganz konkret geschaute Heimatlandschaft und sein Dasein in ihr in seine sonst von hohen Tönen und idealen Gefühlen geprägte Dichtung aufnimmt. Ein gereimtes Gedicht der Maulbronner Zeit schildert einen einsamen Spaziergang und preist 'Die Stille':¹

Dein war sie, die Träne, die im Haine
Auf den abgepflückten Erdbeerstrauss
Mir entfiel – mit dir ging ich im Mondenscheine
Dann zurück ins liebe elterliche Haus.

Fernher sah ich schon die Kerzen flimmern,
Schon wars Suppenzeit – ich eilte nicht!
Spähte stillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern
Nach dem dreigefüßten Roß am Hochgericht.

War ich endlich staubigt angekommen;
Theilt ich erst den welken Erdbeerstrauss,
Rühmend, wie mit saurer Müh ich ihn bekommen,
Unter meine dankende Geschwister aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendessen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wann ich satt gegessen,
Weg von meinem lustigen Geschwisterpaar.

Man sieht deutlich: Hölderlin erlebt seine Heimat noch gar nicht eigentlich als H e i m a t. Sie ist einfach seine Welt, oder richtiger der sichtbare Teil seiner Welt. Darüber oder darin existiert unvermittelt jene andere unsichtbare Welt der hochfliegenden Ideale, und der junge Dichter wechselt oft mehrmals in demselben Gedicht unbedenklich von der einen in die andere hinüber, ohne zu bemerken, daß das künstlerisch eigentlich nicht möglich ist. Psychologisch ist es auf dieser Altersstufe und bei einem geistig regsamen Jüngling durchaus möglich. Seine beiden Hälften sind nur noch nicht zusammengewachsen, aber es ist wichtig, zu sehen, daß sie beide vorhanden sind. Man hat in Hölderlin lange einen Romantiker, einen sich empfindsam über das Leben hinaus sehnenenden Idealisten oder weichlichen Griechenschwärmer gesehen. Gewiß konnte

¹ V. 17 ff., StA I, S. 42 f. Zu dem dreigefüßten Roß bemerkt er in einer Handschrift: „Ein Nürtinger Märchen“, StA I, S. 360.

dieses Bild entscheidend erst revidiert werden, als sein Werk vollständig vorlag und das Verständnis für die späten Dichtungen erwachte, die man bisher als Zeugnisse der beginnenden Umnachtung angesehen hatte. Aber es war falsch, nun zu glauben, erst der späte Hölderlin habe den Sinn für Realität und Gegenständlichkeit, für das Individuelle und Konkrete entwickelt. Beim jungen Hölderlin liegt das alles offen zutage. Und auch dem klassischen Dichter fehlt das Realitätselement keineswegs, es ist nur eben im klassischen Sinne einverleibt und in Idealität „aufgehoben“. Für unsere Erörterung bedeutet es, daß Hölderlins Idee der Heimat ihre Wurzeln in der konkreten Anschauung seiner Heimat hat, wie er sie in der Jugend mit offenem Herzen und bereiten Sinnen in sich aufnahm.

Wie intensiv dieser Aufnahme-prozeß oft verlaufen ist, zeigt sich etwa darin, daß sich besondere Momente, weihevoller Stunden oder augenblickliche hohe Entschlüsse, deren Erlebnis man damals in einer vom Pietismus über Klopstock bis zur Empfindsamkeit reichenden Kontinuität pflegte, daß sich solche Stunden beim jungen Hölderlin fast immer mit einem starken Eindruck der heimatlichen Natur verbinden. In dem frühen Gedicht 'Die Meinige'¹ schildert er die bekannte kleine Szene mit dem Stiefbruder: beim Spielen am Neckarufer überkommt ihn im Anblick der untergehenden Sonne plötzlich ein religiöses Gefühl:

Guter Carl! – in jenen schönen Tagen
Saß ich einst mit dir am Neckarstrand.
Fröhlich sahen wir die Welle an das Ufer schlagen,
Leiteten uns Bächlein durch den Sand.
Endlich sah ich auf. Im Abendschimmer
Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl
Bebte mir durchs Herz; und plötzlich scherzt' ich nimmer,
Plötzlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.

Bebend lispelt' ich: wir wollen betten!
Schüchtern knieten wir in dem Gebüsche hin.
Einfalt, Unschuld wars, was unsere Knabenherzen redten –
Lieber Gott! die Stunde war so schön.

Im ersten uns erhaltenen Brief, in dem der 15jährige einem väterlichen Mentor im Sinne der pietistischen Gewissenserforschung über sich selbst berichtet, klagt er, wie später häufig, über eine innere Unbeständigkeit seines Wesens: „Bald hatte ich viele gute Rührungen, die vermuthlich von meiner natürlichen Empfindsamkeit herrührten, und also nur desto unbeständiger waren . . . alles war in mir Vergnügen, und insonderheit die Natur machte in solchen Augenblicken (dann viel länger dauerte die-

¹ V. 121 ff., StA I, S. 19.

ses Vergnügen selten) einen ausserordentlich lebhaften Eindruck auf mein Herz“¹. Eine pietistische Stunde der Rührung oder beinahe der Erweckung schildern also die eben zitierten Verse². Diese Stunde ereignet sich aber nicht in der Stille der welt- und naturabgewandten Seele, sondern an einem bestimmten Ort des heimatlichen Lebensraums, und der junge Dichter weiß sogar um den inneren Zusammenhang von Natur und Stunde. So lauten die zentralen Verse des Gedichts 'Die Tek'³, das die Stunde eines Spaziergangs auf einen „Traubenhügel“ zwischen Nürtingen und dem schroff ansteigenden nördlichen Rand der schwäbischen Alb zu gestalten versucht:

Ja! so erheben die Seele, so reißen sie hin in Bewundrung
Diese felsigte Mitternachtswälder, so allerschütternd
Ist sie, die Stunde, da ganz es fühlen, dem Herzen vergönnt ist.

In der großen Hymne 'Am Tage der Freundschaftsfeier'⁴ bildet wiederum die Heimatnatur nicht nur die Szenerie, sondern den Existenzraum eines hohen Seelenaugenblicks:

Als jüngst zum erstenmal wieder
Der Mäher des Morgens die Wiese
Entkleidete, und der Heugeruch
Jetzt wieder zum erstenmal
Durchdüftete mein Tal:

Da war es Brüder!
O da war es!
Da schlossen wir unsern Bund
Den schönen, seeligen, ewigen Bund.

Natur, Gemeinschaft und ewiger Augenblick vereinigen sich hier zu einem Dreiklang, der durch Hölderlins ganze Dichtung bis zu den späteren Fragmenten weiterklingen wird. Das Wort Heimat taucht an keiner der angeführten Stellen auf, weil eine Welt, die der junge Dichter noch nicht verlassen und aus der Fremde gesehen hat, noch gar nicht Heimat heißen kann. Aber sie ist seine Heimat, sie ist der Ursprungsbereich, aus dem ihm lebenbestimmende Kräfte zuwuchsen, in dessen Gestalten

¹ An Diakonus Köstlin 1785, PrA I, S. 179 f.

² In einer noch nicht veröffentlichten Arbeit des Verf. über 'Dichtung und Zeit in Hölderlins Werk' ist dies genauer und in kritischer Auseinandersetzung mit anderen Interpretationen der Verse begründet.

³ V. 42 ff., StA I, S. 56. Die genaue Bedeutung der Stunde bei Klopstock und Hölderlin und der ungewöhnliche kunstvolle Aufbau dieses Gedichtes sind in der angeführten Arbeit untersucht.

⁴ V. 77 ff., StA I, S. 60.

ihm zuerst die Mächte begegneten, denen er später sein Dasein überantwortet weiß, die Erde, das Licht und der Äther, und in dessen Raum zum erstenmal seine dichterische Stimme erklang.

Nicht nur Landschaft und Natur der Heimat nimmt der junge Dichter auf, auch die „Trümmer der Vorzeit“ und der Gedanke an die „Helden der eisernen Vorzeit“ fesseln ihn. Zu einer genaueren Anschauung der schwäbischen Geschichte kommt es freilich nicht. Um so mehr bewegt ihn Schwaben als Begriff und als Ideal. Es ist ihm das Land der „Redlichkeit“, der „Biedersitte“, des „echten germanischen Mannsinns“ – altdeutsche Ideale der Zeit auf Schwaben übertragen –, und voller Verachtung wendet er sich in ihrem Besitz gegen „des Auslands häßlich gekünstelte Affen“, womit er die französisierende Rokokogesellschaft meint. Der in mehreren Gedichten wiederholte¹, von Rousseaus Kulturpessimismus inspirierte Grundgedanke ist der: Einst herrschte ein aufrechtes Geschlecht in Schwaben, heute ist es verderbt, aber es wird eine bessere Zeit, eine Zeit der inneren Erneuerung kommen, schon jetzt gibt es Hüter des guten Alten, die die Gewähr dafür bieten, daß es einst als ein Neues wiederkehren wird. Eine ideenhaft vereinfachte Geschichtskonstruktion, die jedoch schon das formale Gerüst des zyklischen Weltganges im Geschichtsmythos der großen Elegien und vaterländischen Gesänge enthält. Aber es ist wiederum für Hölderlins Heimatgefühl bezeichnend, daß er die Idee einer Wiederkehr besserer Tage nicht abstrakt geschichtsphilosophisch faßt, sondern auf Schwaben bezieht. Schwaben ist jedoch nicht etwa nur sein Beispiel für diese Idee, sondern das Rangverhältnis liegt umgekehrt. Wie er sich in der Natur mit seinen leiblichen Augen umsieht, so nimmt er das Land geistig in Besitz. Er vergegenwärtigt sich seine Vergangenheit und Zukunft und interpretiert sich diese dann, weil ihm andere Kategorien noch nicht zur Verfügung stehen, mit Hilfe jener Idee eines geschichtlichen Dreitakts.

So unstofflich diese Geschichtsanschauung vorerst bleibt, so wenig tritt auch, wie schon gesagt, die Eigenart des schwäbischen Menschenschlags in Hölderlins Gesichtskreis. Ein anspruchsloses Liedchen im Stile Schubarts, 'Schwabens Mägdelein'², enthält keine hierfür charakteristischen Züge und steht ganz vereinzelt unter den Jugendgedichten. Wohl aber feiert er im Sinne der in der zeitgenössischen Bardendichtung üblichen Heldenverehrung neben anderen wie Gustav Adolf, Eugenius und Rousseau auch schwäbische Heroen. Den frühen Tod des Dichters Thill,

¹ 'Auf einer Haide geschrieben', 'Die Tek', 'Am Tage der Freundschaftsfeier', 'Burg Tübingen', StA I, S. 29 f., 55 ff., 58 ff., 101 ff.

² StA I, S. 77 f.

der ihm und den Freunden aus der ersten Stiftszeit ein schwärmerisch verehrtes Vorbild war, beklagt er in der Ode 'An Thills Grab'¹ als einen Verlust für die „Redlichen Suevias“. Und in der Ode 'Keppler'² preist er „Suevias Sohn“ und gibt dem Stolz darüber Ausdruck, „daß er aus dir, Suevia! Sich erhob, (daß) unser der Dank Albions ist“ (Newtons). Er schließt mit der eindrucksvollen Strophe:

Mutter der Redlichen! Suevia!
Du stille! dir jauchzen Aeonen zu,
Du erzogst Männer des Lichts ohne Zal,
Des Geschlechts Mund, das da kommt, huldigt dir.

Das Geschlecht, das da kommt! Er selbst wird einer dieses Geschlechtes sein, und so mündet sein heißer jugendlicher Ehrgeiz, sein dichterisches Ruhmverlangen in den Wunsch aus, als einer der „größten, edleren der Schwabensöhne“ einst der Mutter Suevia zu dienen und sich ihrer würdig zu erweisen³.

Der Bereich der konkreten Heimatanschauung und der Schwabenbegeisterung verschwindet 1790 mit einem Mal vollständig aus Hölderlins Gedichten. Es ist der Beginn der zweiten Hälfte seiner Stiftszeit, der Freundschaft mit Schelling und Hegel, der Begegnung mit Platon, Homer, Kant und Schiller, es ist die Epoche der großen 'Tübinger Hymnen', die man seit Dilthey gerne aber nicht ganz zutreffend⁴ die „Hymnen an die Ideale der Menschheit“ nennt. Der hierin angedeutete Charakter dieses Gedichtzyklus läßt schon vermuten, daß, um ein Schillerwort abzuwandeln, der Heimat arme Flamme des Dichters Herz jetzt nicht mehr ausfüllt. Es geht um größere Dinge, und niemals hat er die Heimat dichterisch so verleugnet wie in diesen drei Jahren. Die Landschaft dieser Hymnen ist überall und nirgends, ihre Elemente, Lenz, Hain, Tal, Felsgeklüfte, umschreiben einen idealen, arkadischen Raum, die gefeierten Mächte (Liebe, Harmonie, Freiheit, Schönheit, Kühnheit, der Genius Griechenlands, die Muse usw.), halb noch Ideale im Sinne Schillers, halb schon mythische Wesenheiten, durchströmen eine Welt, die unter ihrem Anhauch transparent und uncharakteristisch wird. Auch die Sprache ist

¹ StA I, S. 83 f.

² StA I, S. 81 f. Eine in Hölderlins Papieren überlieferte 'Hymne auf Christoph Herzog zu Württemberg' ist wahrscheinlich nicht von ihm, StA II, S. 364, vgl. Beißner S. 981 f.

³ Zur Ergänzung dieser Ausführungen sei der andere Wege gehende Aufsatz von Kurt Herbert Halbach genannt 'Der Schwaben-Mythos in Hölderlins Dichtung', Dichtung und Volkstum Bd. 41, 1941, S. 424 ff.

⁴ Beißner, StA I, S. 437.

glatter, beherrschter und uncharakteristischer geworden, alles Mundartliche ist verschwunden. Und wie aus der Landschaft ein Idealraum, so ist aus der Geschichte eine Idealzeit geworden. Von Schwaben ist nicht mehr die Rede. Die Gegenwart geht nicht aus der Vorzeit hervor und besseren Tagen entgegen, sondern die Welt entsteht aus der Harmonie, ein einstiges goldenes Alter wird einmal wiederkehren. Erst gegen Ende der Tübinger Jahre nimmt dieser Mythos unter dem Eindruck des Griechenland-erlebnisses und der französischen Revolution konkretere Formen an.

Es war wohl nötig, daß Hölderlin einmal die Heimat gänzlich verleugnete; denn wie hätte er sie sonst als Heimat erfassen und sich in Freiheit aneignen sollen, wenn er sich zuvor nicht von ihr befreit hätte? Und es ist natürlich, daß sich dieser Vorgang vollzog, solange er körperlich noch in seiner Heimat anwesend war. In dem Moment, da er sie verläßt, tritt sie geistig, zuerst in den Briefen, dann in den Gedichten, wieder in Erscheinung. So schreibt er schon an Ostern 1794 von der ersten Hofmeisterstelle in Waltershausen an die Mutter¹: „Der Gedanke an meine Heimath thut mir jezt unaussprechlich wol, so gut mir's unter diesen Menschen ergeht.“ Und ein Jahr später konzipiert er in der ersten schlimmen Nürtinger Zwischenzeit die große Elegie 'Der Wanderer'², deren Hauptteil ein heiter-vollkommenes Bild der Heimat ist. Ausgeführt wird sie freilich erst in den ersten glücklichen Frankfurter Monaten³. Diesem Umstand verdankt wohl das Heimatbild seine liebliche Gelöstheit, aber auch die Vermischung zweier wirklicher Landschaften, der Rhein-Main-Gegend und des Nürtinger Albvorlandes, während die spätere Umgestaltung der Elegie die Züge der ersteren entschiedener hervorhebt. Da dieses Gedicht Hölderlins eigentliche Heimatdichtung machtvoll eröffnet und fast alle ihre Elemente im Keim enthält, sei der Hauptteil wiedergegeben:

Aber jezt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling mich um.
Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
Und im Feuer des Süds fielen die Loken mir aus.
Doch, wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder Blüthe
Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
Seeliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstok,

¹ PrA I, S. 319.

² StA I, S. 206 ff.

³ Beißner, StA I, S. 512.

Nieder ins schwellende Gras reegnet im Herbste das Obst.
 Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
 Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
 Und, wie die Kinder hinauf zu der Schulter des herrlichen Ahnherrn
 Steigen am dunkeln Gebirg Vesten und Hütten hinauf.
 Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche Tagslicht;
 Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.
 Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,
 Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.
 Still ist hier: kaum rauschet von fern die geschäftige Mühle,
 Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.
 Lieblich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des Landmanns,
 Der am Pfluge dem Stier lenkend die Schritte gebeut,
 Lieblich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem Söhnlein,
 Das die Sonne des Mais schmeichelt in lächelnden Schlaf.
 Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor
 Übergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,
 Da empfängt mich das Haus und des Gartens heimliches Dunkel,
 Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,
 Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Ästen,
 Oder in's duftende Heu träumend die Stirne verbarg.
 Heimatliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!
 Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling noch auf.
 Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig
 Mir an's Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.
 Lokend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,
 Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.
 Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche Laube
 Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,
 Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir
 Um das Auge, wie sonst, Vaterlandssonne! dein Licht;
 Feuer trink ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
 Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
 Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schläfe der Kindheit
 Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
 Mildere Sonnel zu dir kehr' ich getreuer und weiser,
 Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

Versucht man den ersten Eindruck dieser Verse zu umreißen, so wäre es der eines großen Raumes voller Schönheit, Fruchtbarkeit und Frieden und einer stillen, aber wachen Geborgenheit, die der Heimkehrende in ihm findet. Das ist etwas Neues. Wohl stellte sich uns die Heimat auch in den Jugendgedichten insgesamt als ein Lebensraum dar, in den der junge Dichter hineinwuchs und in dem er seine Organe für seine Natur, das Vaterland und, in schwächerem Maße, für seine Geschichte ausbildete. Aber nirgends war dieser Raum als Raum gesehen und gestaltet, sondern

in dem unruhigen und heterogenen Strom jugendlicher Ideale, Wünsche und Empfindungen tauchten die Fragmente einer werdenden Heimatanschauung hier- und dorthin verstreut auf. Und ebenso war das Gefühl der Geborgenheit in der Heimat in den Jugendgedichten wohl in Ansätzen vorhanden, aber nicht bewußt erlebt und darum auch nicht dichterisch gestaltet; denn nur der Wanderer Hölderlin, der die Heimat erst von außen als Heimat erlebte, war dazu imstande. Die Heimat als umschließender, segenerfüllter Raum und die wache Geborgenheit des Heimkehrenden in ihm, das ist hier das Neue und zugleich das doppelte Grundmotiv aller künftigen Bilder und Ideen der Heimat.

Es führte zu weit, zu verfolgen, wie die vorhin bezeichnete Stufe der Tübinger Hymnen mit ihrem neuen Lebensgefühl in einem geistig geschlossenen Seinsraum trotz ihrer notwendigen Heimatverleugnung gerade die Voraussetzung dieser neuen Anschauung des Heimatraumes bildet. Vergewärtigen wir uns, wie dieser Heimatraum beschaffen ist.

Die Darstellung beginnt mit der Luft, den „zärtlichen Lüften“, und endet mit dem Licht, der „Vaterlandssonne“. Zwischen ihnen entwickelt Hölderlin das Bild der „Vaterlandserde“, indem er von außen nach innen geht: die freie Natur, das dörfliche Leben, Haus und Garten. Erde, Licht und Luft oder Äther, wie er sie in der gleichzeitigen Hymne 'An den Aether'¹ nennt, bilden die drei Elemente des Heimatraums, gleichsam seine absoluten Grenzen, in denen sich erst das besondere Leben der Heimat, das Abbild des „ewigen, schönen Lebens der Welt“, d. h. des pantheistischen Allebens, rein und ungestört entfalten kann. Sie sind nicht nur Naturerscheinungen, die man mit den Sinnen wahrnimmt, sondern Naturmächte, göttliche Wesenheiten, deren Walten vom Elementarsten bis hinauf ins höchste Geistige reicht. In der späteren Umgestaltung der Elegie feiert Hölderlin sie als einen mythischen Dreiverein:²

Du aber, über den Wolken,
 Vater des Vaterlands! mächtiger Aether! und du
 Erd' und Licht! ihr einigen drei, die walten und lieben,
 Ewige Götter! mit euch brechen die Bande mir nie.
 Ausgegangen von euch, mit euch auch bin ich gewandert,
 Euch, ihr Freudigen, euch bring' ich erfahrener zurück.

Man könnte das Wort eines späten Bruchstücks auf diese Urdreiheit beziehen, obwohl sich in ihm noch andere, den Denkformen der Spätzeit entsprechende Bedeutungen verbergen: „... der Natur Gang und Geist

¹ StA I, S. 204 f.

² V. 97 ff., StA II, S. 83.

und Gestalt“¹. Des Lichtes „Gang im Kommen und Gehen“ faßt Hölderlin in einem seiner letzten Briefe² als ein Urphänomen auf, das ihm im Studium der „heimatlichen Natur“ begegnet, und das Geistige des Äthers und das Gestalthafte der Erde bilden ständige Motive in den Dichtungen der reifen Jahre. Manchmal erscheinen freilich auch das Licht als das geistige und der Äther als das belebende Element, das den Puls des Lebens in Gang bringt oder erhält. Es kommt weniger auf eine genaue Zuordnung als auf die Erkenntnis an, daß hier wie dort eine Dreiheit von Grundformen des Seins genannt ist, die auch in ganz anderen Medien, etwa in den „Tönen“ des Kunstwerks, wiederkehrt und einen geschlossenen Kreis letzter Prinzipien bildet, die man ein Zeit-, ein Raum- und ein Geistprinzip nennen könnte, und worin das gesamte Dasein beschlossen ist. Darum begleiten die drei Mächte in den eben angeführten Versen auch den Wanderer, aber erst dem Heimkehrenden, der sie „erfährner“ zurückbringt, bereiten sie die Stätte, wo er heimisch wird und sein Eigenes findet.

Wie die Heimat den Heimkehrenden umschließt, so ist ihr Raum selbst von absoluten, mythischen Mächten umschlossen. Ein doppeltes Geborgensein also, dessen Bedeutung wir nur dann ganz ermessen, wenn wir uns vor Augen halten, wie elementar Hölderlin auf Schutz und Bergung angewiesen war und wie schmerzlich er sie zumeist entbehren mußte. Schon früh spricht er von der „wächsernen Weichheit“ und „leichten Zerstörbarkeit“ seines Wesens. Die Gleichgültigkeit eines Menschen etwa verwundet ihn schon tief, „wann kaum ein Schein von Beleidigung da ist“³. Und zugleich fühlt er die „wandelnden Götterkräfte“ „bei Stürmen, am heitern Tag . . . verzehrend . . . im Busen wechseln“⁴, eine innere Ausgesetztheit, die ihn wiederum auf das Asyl, auf das „Bleiben im Leben“ und den Raum der Geborgenheit verweist. Noch das wunderliche Zeremoniell des kranken Hölderlin in Tübingen ist nichts als der Versuch, einen Schutzwall um seine gefährdete Person umher aufzubauen.

Die Heimat ist also der Raum, sie ist der Urraum Hölderlins. Aber nicht wie der physikalische Raum unendlich und nach allen Seiten offen, sondern geschlossen, ein Innenraum, ein Haus, eben eine Heimat. Darum haben alle künftigen Bilder der Heimat diesen Raumcharakter, den Höl-

¹ Bruchstück 67, V. 9 f., StA II, S. 335.

² An Böhlendorf, PrA V, S. 328.

³ An Nast, Januar 1787, PrA I, S. 185. Über diese Veranlagung ausführlich W. Michel, *Das Leben Friedrich Hölderlins*, 1940, S. 26 ff.

⁴ 'Mein Eigentum', V. 30 ff., StA I, S. 307.

derlin dadurch veranschaulicht, daß er seine Teile nacheinander und in einer gewissen Ordnung nennt, entweder von oben nach unten oder, wie hier, von außen nach innen, oder, wenn er geographische Namen nennt, den Grenzen entlang¹.

Dieser Raum wird später zum mythischen Raum. Andeutungen finden sich schon hier; von der mythischen Bedeutung der umschließenden Mächte war die Rede, aber auch ein ausdrücklich mythisches Bild stellt sich ein:

Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.

Ob man dabei an den Albtrauf über dem Neckar oder an den Schwarzwald oder Odenwald über dem Rhein denkt, es ist nur noch ein Schritt bis zu der Vision Griechenlands als eines Götterraumes in 'Brod und Wein':²

Seeliges Griechenland! du Haus der Himmlischen alle,
Also ist wahr, was einst wir in der Jugend gehört?
Festlicher Saal! der Boden ist Meer! und Tische die Berge,
Wahrlich zu einzigem Brauche vor Alters gebaut!

Neben die konkrete Anschaulichkeit und mythische Tiefe dieses Raumes tritt schließlich seine seelische Bedeutung; denn die Heimat ist nicht an sich, sondern nur für den, der in ihr heimisch ist, ein Raum. Wie alle Phänomene in Hölderlins Dichtung gewinnt auch sie nur im konkreten Wechselbezug von Ich und Welt ihre eigentliche Bedeutung. So erscheint die Geborgenheit des Heimkehrenden in ihr als ein Umfangensein, eine liebende Verbundenheit und Vertrautheit. Wie eine Mutter hat ihn die Heimat einst erzogen und ihm jetzt die Treue gehalten. Treue und Heimat gehören für Hölderlin eng zusammen. Es sind Seelenbezirke, die ihm aus dem engsten Heimatbereich, der Familie und ihrer Mitte, der Mutter, zugewachsen sind. Hölderlins Mutter hing trotz ihres sicherlich geringen Verständnisses für seine Arbeit mit unerschütterlicher Liebe und einem letzten Vertrauen an ihrem Sohn, obwohl er es ja nach ihren Begriffen im Leben zu nichts gebracht hatte. Die Ruhe aber, die schließlich die Heimat verspricht, ist keine Ruhe, die schläfrig macht, sondern die heilt und alle Kräfte regsam und wach erhält. Ja sie verjüngt den Heimkehren-

¹ So z. B. in der Hymne 'Die Wanderung' V. 20 mit Lesarten, StA II, S. 138, 713, vgl. Beißner, S. 716 f. 'Hölderlins Raumgestaltung' behandelt Seckel, *Dichtung und Volkstum*, Bd. 39, 1938, S. 469 ff., wobei er namentlich auch auf dynamische und akustische Elemente der Raumgestaltung hinweist. Die Beziehung von Raum und Heimat berührt er nur flüchtig S. 482.

² V. 55 ff., StA II, S. 91 f.

den wieder¹, weil sie selbst der Bereich eines dauernden, dem Altern und der Vergänglichkeit nicht unterworfenen Seins ist. Ähnlich wie die Natur überhaupt versteht Hölderlin sie als einen absoluten Heilsbereich, in dem die „wechselnde“ oder „reißende“ Zeit mit ihrer Zerstreuung ins Nacheinander aufgehoben und alles in einem ewigkeitsartigen totalen Zugleich innig eins ist². Darum kann auch die Natur einfach Heimat heißen, wenn Hölderlin sie, wie in dem Gedicht 'An die Natur'³, aus der Lebensdürre wieder zu gewinnen sucht, die die Berührung mit Fichtes Philosophie in ihm hinterlassen hatte. Die Ode 'Diotima'⁴ deutet mit dem Wort von den „Göttermenschen“, den Griechen, die der „Heimath sich und ihres immerumfassenden Himmels freuten“, auf das überzeitlich-dauernde Wesen der Heimat im Sinne jenes Heilsbereichs.

Die Heimat also ein bergender Raum, und zwar als anschauliche Gestalt, als mythischer Machtbereich und als seelische Wirklichkeit. Wir wollen mit Hilfe dieser drei Gesichtspunkte noch einen Blick auf die Heimatdichtungen des reifen Hölderlin werfen.

Wo Hölderlin Heimat im *anschaulichen* Bild darstellt, da wird man immer Züge seiner wirklichen Heimat entdecken, auch wenn er keine Namen nennt. Aber man muß sie entdecken, denn Hölderlin beschreibt nicht und will in der Lyrik ausdrücklich nicht beschreiben, sondern er nennt und ruft an. So erkennt man in den „woogenden Gebirgen“ und dem „geliebten Strom“ mit seinen „Pappeln“⁵ die Nürtinger Gegend wieder, wenn man sie kennt. Gerade von dort aus bietet sich der Albrand viel zerklüfteter, „wogender“ dar, als etwa von Tübingen aus, und die Pappeln, die charakteristischen Uferbäume am unteren Neckar, auch in Hölderlins Geburtsort Lauffen, beginnen hier. Aber wer diese Gegend nicht kennt, vermißt darum nichts im dichterischen Bild. Der reife Dichter erstrebt das in sich gesättigte Bild, das keine geographischen oder biographischen Kenntnisse verlangt, um verständlich zu sein. So handeln wir eigentlich nicht in seinem Sinne, wenn wir nach dem realen Hintergrund dieser Heimatbilder fragen.

¹ Worauf in dieser Fassung des 'Wanderers' das Bild von Aurora und Tithon und namentlich die entsprechenden Verse in der späteren Umgestaltung (45 ff.) hinweisen. Herders Aufsatz 'Tithon und Aurora', das Hohelied der Verjüngung in Natur und Geschichte, kannte Hölderlin zu der Zeit schon. Zur Frage, wann er ihn kennen gelernt hat, vgl. Böhm, Hölderlin I, 1928, S. 62 f. Dagegen jedoch mit Recht Beißner, StA I, S. 467.

² Darüber ausführlich in der schon angeführten Arbeit des Verf.

³ V. 62, StA I, S. 193.

⁴ (Du schweigst und duldest) 6 Strophen, V. 7 f., StA II, S. 28.

⁵ 'Rückkehr in die Heimath' V. 2 f., StA II, S. 29.

Geben wir dennoch diesem hier verzeihlichen Lokalpatriotismus für einen Augenblick nach! Im 'Hyperion' schildert der Held einmal eine Wanderung auf das Gebirge bei Smyrna:¹

Ich hatt' am Fuße des Bergs übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrthen, unter den Düften des Ladanstrauchs, wo in der goldnen Fluth des Pactolus die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchtern Geist, in's helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen.

Ein klassizistisches Bild – man fühlt sich etwa an Claude Lorrain erinnert² – lieblich-idyllisch, aber auch etwas Staffage und Ruinenromantik. Hölderlin hat ja das Land, dem seine Seele so innig zugetan war, mit seinen leiblichen Augen nicht gesehen. Wenn er sich mit schlechten Stichen in Reisebeschreibungen behelfen mußte, so ist nur zu bewundern, wie seine Phantasie diese Bilder belebt hat. Er fährt fort:

Durch tausend blühende Gebüsche wuchs mein Pfad nun aufwärts . . . Um Mittag war ich auf der Höhe des Gebirgs. Ich stand, sah fröhlich vor mich hin, genoß der reineren Lüfte des Himmels. Es waren seelige Stunden.

Wie ein Meer, lag das Land, wovon ich heraufkam, vor mir da, jugendlich, voll lebendiger Freude; es war ein himmlisch unendlich Farbenspiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte, und wie die Sonne des Himmels sich wiederfand im tausendfachen Wechsel des Lichts, das ihr die Erde zurückgab, so erkannte mein Geist sich in der Fülle des Lebens, die ihn umfieng, von allen Seiten ihn überfiel.

Ein ganz anderer Ton: die Einzelheiten treten zurück, ein flutendes Leben erfüllt das Bild, als ob die Beschreibung einen neuen Impuls erhalten hätte. Es ist nicht schwer, zu erraten, woher dieser kommt: „Wie ein Meer, lag das Land, wovon ich heraufkam, vor mir da“. So sieht man vom Albrand auf Württemberg herunter. Wollte man genau sein, so müßte man sagen, daß in den zerklüfteten Bergen, die hinter Smyrna aus dem Meer aufsteigen, schwerlich eine Stelle zu finden ist, wo einem ein weites Land wie ein Meer zu Füßen liegt³. Man darf das nicht belächeln, sondern muß den Dichter achten, der aus der Armut seines äußeren Lebens den Reichtum des inneren, dichterischen gezogen hat. Es ist ein kleines Beispiel für die Weise, wie Hölderlin die Wirklichkeit, die ihm gegeben war, die Heimat, benützt und die schwäbisch-griechische Synthese,

¹ PrA II, S. 107.

² Guardini gebraucht in seiner schönen Studie 'Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins', 1944, diesen Vergleich bei anderen Landschaftsschilderungen des 'Hyperion'.

³ Die Fortsetzung des Berichts ist dann wohl von Erinnerungen ans Hochgebirge bestimmt, das Hölderlin auf einer Schweizerreise 1791 kennen lernte, die in dem Gedicht 'Kanton Schweiz' ihren Niederschlag fand, StA I, S. 143 ff.

von der etwa die Ode 'Der Neckar' ausdrücklich spricht, auch in unbewußter Nötigung vollzieht.

Man wundert sich vielleicht, daß Hölderlin für die nicht eigens lokalisierten Heimatbilder immer wieder diese Gegend zum Vorbild wählt. Er hat doch auch andere, glänzendere, lieblichere oder großartigere schwäbische Landschaften gesehen. Gewiß, und er stellt sie auch dar. Die Elegien sind namentlich der Ort, wo das geschieht¹. Den Bodensee und das Rheintal fanden wir in ihnen schon gestaltet. In den Elegien 'Stutgard' und 'Der Gang aufs Land' feiert er diese Stadt und das Unterland mit Strom und Rebhügeln, in der Hymne 'Der Ister' das obere Donautal. Aber in den unbezeichneten Heimatbildern erkennt man immer wieder die Nürtinger Gegend; denn sie hat, wiewohl viel anspruchsloser, wie uns scheint, gewisse Züge vor den anderen voraus, die für Hölderlin ungemein wichtig sind, weil in ihnen die Symbolik seines Weltbildes wurzelt, oder umgekehrt, weil sie ihm zur Ausgestaltung dieses Weltbildes und seiner Symbole verholfen haben. Einmal eine entschiedene West-Ost-Richtung. Der Rand des Gebirges, der Fluß und Wind und Wolken, so wie sie hier gewöhnlich wehen, folgen, nicht geographisch genau, aber für unser Empfinden, diesem Zug, der für Hölderlin zuerst der Weg seiner Sehnsucht von Schwaben nach Hellas und dann, in der umgekehrten Richtung und von bestimmten Variationen abgesehen, die Bahn des griechisch-abendländischen Kulturganges gewesen ist. Das zweite wäre ein Moment der Übergänglichkeit und des Zwischenseins, die in Hölderlins Lebensgefühl, ja in seinem Begriff der dichterischen Existenz tief verwurzelt sind. Der Neckar ist hier halb noch der Fluß mit „lieblichen Wiesen und Uferweiden“, halb schon der Strom in breiter Ebene, von Pappeln gesäumt und Rebhängen begleitet. Die Albberge schließen sich an sanftere Hügel und tiefere Wälder an und wachsen doch mit ihren Felskronen zu wuchtigen Mauern auf, die an das große Gebirge erinnern. Herbheit und Anmut, idyllische Kleinform und ein Zug ins Große und Weite mischen sich auch in den Obsthängen und Tälern, in den Wäldern und Wiesengründen zwischen Alb und Neckar. Überall ist Übergang von einem zum andern und so die Ahnung vom Ganzen der Welt gegenwärtig. Zum dritten aber erscheint diese Landschaft als eine gebaute Ordnung, sie entfaltet sich zwischen zwei Extremen, dem Gebirge und dem Fluß, die für Hölderlin letzte, mythische Gegebenheiten sind. Das Gebirge, das Feste, Ragende und Gebaute, und der Strom, das Fließende, Vorüber-

¹ Über die „Heimat-Landschaft in den Elegien“ spricht E. Müller namentlich im Hinblick auf den Geschichtsmythus in 'Hölderlin, Studien zur Geschichte seines Geistes' 1944, S. 380 ff.

gehende und Hinauseilende, Symbole des Raumes und der Zeit. Beide stehen für Hölderlin in einem tiefsinnigen Wechselbezug. Denn der Fluß geht nicht immer nur weg, er zieht auch die „Furchen“ ins Land¹, er macht es urbar; „denn Ströme machen urbar das Land“ heißt es im 'Ister'². Die Zeit gestaltet den Raum zur Landschaft, zum Lebensraum der Menschen. Umgekehrt hat es der Berg auch mit der Zeit zu tun. Er ragt nicht nur auf, er „wogt“, wie wir schon gehört haben, „Die Zeiten des Schaffenden (Gottes) sind, wie Gebirg, das hochaufwoogend von Meer zu Meer hinziehet über die Erde“ heißt es in der Hymne 'Der Mutter Erde'³. Der Berg ist das Symbol des umrissenen Daseins, das in der Zeit entsteht, er ist „Gipfel der Zeit“⁴, er ist, wie man gesagt hat⁵, aus Zeit gemacht. Darum „erfrischt“ der Vater „die wandernde Zeit droben in Höhen“⁶, und die Menschheitsgeschichte, die von Asien nach Europa und Deutschland geht, erneuert sich auf dem höchsten Gebirge, den Alpen, der „Burg der Himmlischen“, wie sie in der Hymne 'Der Rhein' genannt werden⁷. Wie der Fluß, als Zeit verstanden, den Raum zur Landschaft formt, so läßt der Berg als Raumgestalt aus der an sich leeren Zeit die Geschichte entstehen.

Solche mythisch-ontologischen Bedeutungen verbergen sich also für Hölderlin in den schlichten Formen seiner Heimatlandschaft, und wir begreifen jetzt genauer, warum seine bildende Phantasie immer wieder zu ihr zurückkehrt. Damit sind wir aber schon mitten in der mythischen Symbolik der Heimat. Der Anfang der Hymne 'Die Wanderung' lautet:⁸

Glückseelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll
Und Alpengebirg der Schweiz auch überschattet
Benachbartes dich; denn nah dem Heerde des Hauses
Wohnst du, und hörst, wie drinnen
Aus silbernen Opferschaalen
Der Quell rauscht, ausgeschüttet
Von reinen Händen, wenn berührt

¹ 'Stutgard' V. 63 f., StA II, S. 88.

² V. 16 f., StA II, S. 190.

³ V. 67 ff., StA II, S. 125.

⁴ 'Patmos' V. 10, StA II, S. 165.

⁵ Guardini, aaO., S. 64 f. und 'Hölderlin, Weltbild und Frömmigkeit', 1939, S. 90.

⁶ 'Heimkunft' V. 86 f., vgl. V. 31, StA II, S. 97 f.

⁷ V. 6, StA II, S. 142.

⁸ StA II, S. 138.

Von warmen Stralen
 Krystallenes Eis und umgestürzt
 Vom leichtanregenden Lichte
 Der schneeige Gipfel übergießt die Erde
 Mit reinestem Wasser. Darum ist
 Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt,
 Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.
 Und deine Kinder, die Städte,
 Am weithindämmernden See,
 An Nekars Weiden, am Rheine,
 Sie alle meinen, es wäre
 Sonst nirgend besser zu wohnen.

Ein gewaltiges Bild: Schwaben, die „Mutter“ des Dichters, wohnt nahe dem Ursprung, dem Herd des Hauses, es grenzt unmittelbar an das Alpengebirge, wie drüben die Lombardei. Und darum ist ihm die Treue angeboren. Die Treue der Heimat, von der wir schon hörten, wird zu einer Treue zum Ursprung. Was ist dieser Ursprung für Hölderlin? Er ist nicht der zeitliche Anfang der Welt, auch nicht ihr Prinzip oder Gesetz, sondern er ist der allgegenwärtige Grund, die schöpferische, eigentlich mystische Tiefe, aus der immer von neuem alles herkommt, was Gestalt und Wert besitzt. Schwaben ist ihre erste, legitimste Frucht. Es „wohnt nahe“, d. h. es ist nicht im Ursprung, aber es hat ihn beständig vor Augen, es lebt in der Spannung zu ihm¹. Es führte zu weit, hier zu zeigen, wie der späte Hölderlin alle Erscheinungen von den großen Kulturmächten bis hinunter zu den einfachsten Dingen in der Natur und im Leben stets unter dem Gesichtspunkt ihrer Nähe oder Ferne zu ihrem Ursprung betrachtet und daran ihren Realitätswert mißt. Der Grundgedanke ist der: Nur was aus seinem ursprünglichen, angeborenen Zustand heraustritt, sich nun aber nicht im Fremden, im ganz Anderen verliert, sondern sich zurückwendet, seinen Ursprung aus der Distanz neu gewinnt und das Eigene „frei gebrauchen“ lernt², nur das ist im vollen Sinne wirklich und zugleich ein Repräsentant des lebendigen Geistes. So kann Hölderlin in anderem Zusammenhang die Heimat auch als Synonymum für den Ursprung selbst verwenden. In dem hymnischen Entwurf 'An die Madonna'³ tadelt er die, die „falsch anklebend der Heimath und der Schwere spotend der Mutter ewig sitzen im Schoose“. Was, im idealistischen Sinne, „zu sich selbst kommen“ will, das muß natürlicherweise zuerst hinaus und die Fremde auf sich nehmen. Dabei wird es erst die „Schwere“, die

¹ Die „Nähe zum Ursprung“ hebt auch Heidegger hervor, Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, S. 20 f., er begründet den Gedanken jedoch anders.

² An Böhlendorf, 4. Dez. 1801, PrA V, S. 319 f.

³ V. 90 ff., StA II, S. 214.

Schwerkraft, Hegelisch gesprochen, die „Anstrengung des Begriffs“, und weiterhin Leid, Einsamkeit, Schicksal zu spüren bekommen, die ihm so lange erspart bleiben, als es der Heimat, dem Eigenen und „Nationellen“, falsch anklebt¹. In demselben Sinne sagt Hölderlin in jener späten und wichtigen Neufassung des Schlusses von 'Brod und Wein' vom Geist: „Ihn zehret die Heimath“². Erst „in Ausflug und in Rückkehr zu sich selbst“³ wird er überhaupt er selbst und „findet eine Heimath der Geist“⁴. Solche Worte enthalten gleichsam den besten Kommentar zu der Tatsache, daß Hölderlin erst aus der Fremde die Heimat als Heimat erkennen und dichterisch objektivieren konnte. Seine reife Heimatdichtung ist der unmittelbare Ausdruck jenes schwererrungenen „freien Gebrauchs“ des Eigenen.

Aber während hier das Wort Heimat in dem allgemeineren Sinne des Eigenen, Vaterländischen, Nationellen gebraucht ist, das die Griechen so gut besitzen wie die Deutschen, ist in der 'Wanderung' von der konkreten Heimat Suevien die Rede. Hier sind die Alpen der Ursprung, und Schwaben steht ihm so nahe, daß er stets gegenwärtig bleibt, und doch fern genug, daß es ihn im „freien Gebrauch“ ständig neu gewinnen kann – die zeitliche Dialektik ist in ein Raumbild verwandelt. Darum verkörpert Schwaben das hesperische Wesen am reinsten. In ihm fließen die Quellkräfte des Lebens reicher als anderswo, es hat die Stelle, von der es sich nicht entfernen mag: „Sie alle meinen, es wäre sonst nirgend besser zu wohnen“.

Hölderlin verkündet hier eine hohe Meinung von seiner Heimat. Ob sie der schwäbische Volkscharakter oder das geistige Schwabentum seiner Zeit rechtfertigen, darüber haben wir nicht zu befinden. Es genügt zu

¹ Die Verse lassen sich wohl am besten aus dem Zusammenhang des vielbesprochenen und am eingehendsten von Beißner (Hölderlins Übersetzungen aus dem Griechischen, 1933, S. 147 ff.) gedeuteten Gedankenkomplexes Griechenland-Hesperien verstehen. Der vorhergehende Satz lautet: „Damit sie nicht die Amme, die den Tag gebietet verwirren.“ Das Abendland ist die „Mutter“ der Deutschen, Griechenland die „Amme“, die sie mit fremder Milch nährt. Sie gebietet den „Tag“, nämlich der vaterländischen Vollendung der Deutschen, aber nur, wenn diese sie nicht „verwirren“, d. h. wenn sie auch zu ihr kommen und in den Grenzen von ihr lernen, die der erste Böhlendorf-Brief bezeichnet. Auf diese Weise haben die Deutschen in Hölderlins Gegenwart die Möglichkeit, Griechenland zu seiner weltgeschichtlichen Sendung zu verhelfen.

² StA II, S. 608 und Beißners ausführliche Erläuterung zur Stelle, S. 620 f. Auf die davon abweichende Erläuterung von Pyritz (Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, Hölderlin-Jahrbuch 1953, S. 102) können wir hier nicht eingehen, da dies eine Denkformenanalyse des späten Hölderlin voraussetzte.

³ 'Hyperion' PrA II, S. 130.

⁴ 'Mnemosyne' 2. Fassg., Lesart zu V. 4–8, StA II, S. 820.

wissen, was Hölderlin über schwäbisches Wesen dachte und für sich jedenfalls in Anspruch nehmen durfte.

Wir brechen hier ab, um noch einen Blick auf das Motiv des *seelischen* Raumes der Heimat zu werfen. In der Ode 'Rückkehr in die Heimath' stehen die Verse:¹

Doch du, mein Vaterland! du heilig-
Duldendes! siehe, du bist geblieben.
Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freun, erziehst du, theures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Die Rückkehr in die Heimat, zu der sich Hölderlin so oft unter dem Zwang der Verhältnisse entschließen mußte, zeigt hier den tröstlichen Sinn einer Rückkehr ins Bleibende – „siehe, du bist geblieben“ –, in jenen überzeitlich-dauernden Heilsbereich. Ja, wenn sie eben noch als ein abstrakter Schritt in der Selbstbewegung des Geistes gedeutet war, so folgt sie hier im Bild der konkreten Situation einer sanften Mahnung der Heimat. Denn sie hat den Wanderer einst erzogen, nicht mit Gesetz und Strafe, sondern „in leichtem Umfang“ wie die Natur². Und zwar zur Freude und zum Dulden. Das ist nicht jene bitter resignierende Geduld, die der Dichter im „furchtsamen Banne“ der Todesgötter nach dem Verlust Diotimas gelernt hatte³, und auch kein heroisch-sinnleeres Ausharren, sondern ein heiliges Dulden, ein Dulden, das heilt. Denn das Vaterland selbst „alldulnd, gleich der schweigenden Mutter Erd“⁴, bewährt diese Haltung. Es ist das einzig angemessene Verhalten dessen, der im reißenden Schicksal der Zeit und unter dem gottlosen, selbstherrlichen Gebaren der Menschen ein Göttliches bewahren und zur einstigen Erneuerung der Welt im Stillen wachsen lassen muß.

Indessen verlangt die Heimat noch anderes, als sich ihrem stillen Wachstumsbereich einzufügen. Ein spätes Fragment lautet:⁵

... denn es haben
Wenn einer der Sonne nicht traut
und von der Vaterlandserde
Das Rauschen nicht liebt
Unheimisch diesen die Todesgötter.

¹ V. 11 ff., StA II, S. 29.

² 'Wie wenn am Feiertage...' V. 12, StA II, S. 118.

³ 'Menons Klagen' V. 19, StA II, S. 75.

⁴ 'Gesang des Deutschen' V. 2, StA II, S. 3.

⁵ 'Dem Fürsten' 2. Fassg. V. 17 ff., StA II, S. 247.

Die Todesgötter sind in Hölderlins Welt die Dämonen, die die Gemeinschaft unter den Menschen zerstören und das Lebendige in der Isolierung erstarren lassen. Sie machen den „unheimisch“, lassen den heimatlos werden, der der Sonne nicht traut und das Rauschen der Vaterlandserde nicht liebt. Jene seelische Geborgenheit in der Heimat, von der 'Der Wanderer' und viele andere Gedichte sprachen, ist also, wie wir hier erfahren, nicht selbstverständlich. Sie muß geleistet werden, durch Liebe und Vertrauen; nur so entsteht überhaupt erst Heimat. Wohl hat sie ihre Berge, Städte und Flüsse, ihre Menschen und ihre Vergangenheit. Und doch ist sie nicht von der Art der Dinge im Raum und in der Zeit, die einfach da sind. Sie ist ein geistiges Wesen, das nur ist, wo es geistig vollzogen wird, im liebenden Wechselbezug zwischen dem Menschen und seiner Welt, den der Dichter schon in der Form des Anrufs ausdrücken kann.

Ein spätes Fragment, das im Unterschied zu den meisten dieser Bruchstücke einen Titel trägt, den Titel 'Heimath'¹, drückt diesen Wechselbezug, ohne von ihm zu sprechen, aus, indem es ihn unmittelbar ins Bild verwandelt, zum „dringenden Bild“ verdichtet, wie Rilke in dem schon genannten Gedicht 'An Hölderlin' sagt:

Indessen laß mich wandeln
Und wilde Beeren pflücken
Zu löschen die Liebe zu dir
An deinen Pfaden, o Erd'

Hier wo – – –
und Rosendornen
Und süße Linden duften neben
Den Buchen, des Mittags, wenn im falben Kornfeld
Das Wachstum rauscht, an geradem Halm,
Und den Naken die Ähre seitwärts beugt
Dem Herbste gleich, jetzt aber unter hohem
Gewölbe der Eichen, da ich sinn
Und aufwärts frage, der Glockenschlag
Mir wohlbekannt
Fernher tönt, goldenklingend, um die Stunde, wenn
Der Vogel wieder wacht. So gehet es wohl.

Was erfährt aber der Mensch, wenn er in der vertrauenden Hingabe an die Heimat „einheimisch“ wird? Ein anderes Bruchstück sagt es:²

¹ StA II, S. 206.

² 'Vom Abgrund nemlich...' V. 18 ff., StA II, S. 230. Zu der Ergänzung: «spiegelt» vgl. Beißner, StA II, S. 887.

Ein wilder Hügel aber steht über dem Abhang
 Meiner Gärten. Kirschenbäume. Scharfer Othem aber wehet
 Um die Löcher des Felses. Allda bin ich
 Alles miteinander. Wunderbar
 Aber über Quellen beuget schlank
 Ein Nußbaum und «spiegelt» sich. Beere, wie Korall
 Hängen an dem Strauche über Röhren von Holz.

Man hat diese Verse auf die südfranzösische Landschaft Hölderlins deuten wollen¹. Aber schon eine Lesart widerlegt dies², und daß der scharfe Othem um die Löcher des Felsens die „Albluft“ ist, die Hölderlin sogar einmal in einem nicht ausgeführten Gedicht an seine Schwester ausdrücklich besingen wollte³, leuchtet unmittelbar ein. Zum letztenmal nennt Hölderlin hier seine Nürtinger Heimat, in einer Sprache, die dieses Bild inmitten zerbrechender, kaum mehr verständlicher Zeilen unverfehrt wie eine Blume aus dem Schutt aufleuchten läßt. Eine unsägliche Liebe und eine geheime Erschütterung scheinen aus diesen Versen zu sprechen, und man möchte Hofmannsthals Wort anführen: „Einmal offenbart sich jedes Lebende, einmal jede Landschaft, und völlig: aber nur einem erschütterten Herzen“.

„Allda bin ich alles miteinander“ sagt Hölderlin. Im überströmenden Glück, Diotima gefunden zu haben, hatte er einst gedichtet: „Wo wir Eins und Alles werden, . . . da, da sag' ich, daß ich bin“⁴. Dem pantheistischen Alleinheitsgefühl, in dem die Person aufgeht und sich doch als Person erhält, hatte erst Diotima durch ihr Dasein volle Wirklichkeit und ganzes Recht verliehen. Jetzt ist es die Heimat, der Garten, ihr innerster Punkt, in dem der Dichter eine mystische Verbundenheit, ja Identität mit dem All der Welt erfährt. Man könnte auf eine verwandte Vorstellung in dem zweiten Brief an den Freund Böhlendorf hinweisen, der, nach dem ersten Ausbruch der Krankheit geschrieben, in einer äußersten Zusammenraffung des Geistes gleichsam ein Vermächtnis Hölderlins enthält⁵:

Die heimathliche Natur ergreift mich um so mächtiger, je mehr ich sie studire . . . das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von ver-

¹ PrA VI, S. 483. Die Beeren sind schwerlich „Avignon-Beeren“, sondern Holderbeeren, die Röhren von Holz die hohlen Äste des Holunderstrauchs. In dem besprochenen Heimatbild des 'Wanderers' blüht „wilder Holunder“ am Zaun des väterlichen Gartens (vgl. auch 'An Thills Grab' V. 17, StA I, S. 83). Hölderlins Wappen zeigt in Anlehnung an den Namen einen Holderzweig.

² Das Wort „Germania“ über dem ersten dieser Verse, StA II, S. 887.

³ Bruchstück 19, StA II, S. 320.

⁴ 'Diotima' (Lange todt . . .) mittlere Fssg. V. 99 ff., mit Korrektur StA II, S. 1000.

⁵ PrA V, S. 328.

schiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher!

Es ist wohl kein Zufall, daß Diotima und die Heimat ähnliche Äußerungen bei Hölderlin hervorrufen. Wenn es irgend in seinem an äußeren Erfüllungen so armen Leben zwei unbezweifelbare und für einen so zerstörbaren Menschen tragfähige Wirklichkeiten gegeben hat, so waren es diese beiden. Durch ihre Vermittlung gleichsam hat er die Elemente seiner Welt erfaßt, das Griechentum und das Ideal der neuen Gemeinschaft durch Diotima und die Natur und die Idee des Vaterländischen durch die Heimat. Und beide Wirklichkeiten durfte er nicht besitzen, sondern nur im Liede feiern.

Die Heimat enthält also in ihrer Mitte einen Ort, in den das Ganze der Erde versammelt ist. Diese eigentümliche Vorstellung erinnert an die des Augenblicks, in dem die Zeit aufgehoben und das Ewige gegenwärtig ist, d. h. an den mystischen Moment des „ewigen Nu“ oder, wie Oetinger sagt, des „Nu der Zentralschau“. Aber während diese Vorstellung von den frühen Gedichten an – von der mystischen Stunde am Neckarufer war die Rede – ständig wirksam bleibt, findet sich die eines magischen Ortes, der mehr enthält, als was faktisch in ihm ist, erst beim späten Hölderlin, von gewissen Ansätzen in der mittleren Periode abgesehen. So kann er, in demselben Gedicht, dem die eben besprochenen Verse entstammen, Frankfurt, den Ort des Diotimaerlebnisses, den „Nabel dieser Erde“, d. h. die Mitte des abendländischen Äons, nennen, wie die Griechen den Nabel ihrer Welt in einem Stein in Delphi kultisch verehrten. Oder er sinnt in dem Gedicht 'Der Winkel von Hahrdt'¹ über einen Felsblock im Wald bei Nürtingen nach, worunter sich Herzog Ulrich nach dem Gefecht auf der Kögener Brücke verborgen haben soll. Da ist der „Grund“, den Ulrichs „Fußtritt“ berührt hat, nicht mehr „unmündig“, das geschichtliche Ereignis ist in die Raumstelle eingegangen. Die Heimat bildet beim späten Hölderlin also nicht nur einen umschließenden Raum, sondern sie verdichtet sich in magischen Orten, deren Zentralort jener das Ganze repräsentierende Mittelpunkt ist.

Solche Motive hängen mit der stärkeren Betonung des Individuellen und Konkreten in der Spätdichtung zusammen. Wenn sich der klassische Hölderlin bemüht, den Lebensbereich der Heimat in allgemeingültigen Bildern Sprache werden zu lassen, so nennt er jetzt gerne bestimmte Einzelheiten, die gleichwohl die ganze Tiefe seines mythischen Weltverständ-

¹ StA II, S. 116 und Beißners Erläuterung S. 662.

nisses enthalten. Schon in der Elegie 'Stutgard'¹ beschwört er das Bild des „lieben Geburtsorts“, „des Vaters Grab“ und die „Landesheroen“ Barbarossa, Christoph und Konradin. In den zitierten Versen der 'Wanderung' nennt er Namen entlang den Grenzen Sueviens, das dem alten Herzogtum Schwaben entspricht². Und in dem Fragment 'Ihr sicher-gebauten Alpen'³ setzt er zu einer großen Preishymne auf Schwaben an. Wieder beginnt er mit den Alpen, und dann folgen in oft schwer zu deutenden Versen der Schwarzwald, Neckar und Donau, Stuttgart und Tübingen mit dem Spitzberg. Auch hier spürt man eine verhaltene Ergriffenheit des Dichters vor dem Bild der „süßen Heimath“, wie er sie in der Spätzeit gerne nennt⁴. Ja er wünscht sich, daß er an einer bestimmten Stelle seiner Heimat „begraben liegen dürfte, dort, wo sich die Straße bieget“. Es ist die Biegung der „Weinstaig“ über Stuttgart, wo dem Wanderer, der von der öden Filderebene herkommt, sich plötzlich der Blick auf den segenerfüllten Talgrund und die Stadt öffnet. Hier, gleichsam wie Moses im Anblick des gelobten Landes, möchte er ruhen, und zwar als „ein Augenblicklicher“. Man muß wieder das Raumbild in ein Zeitbild übersetzen, um dieses Wort zu verstehen: Der Moment, wo die Nacht der Götterferne zu Ende geht und das Ewige Leben und Geist stiftend einkehrt, ist Hölderlins Uraugenblick. Dem „Jetzt aber tagts!“ der weltgeschichtlichen Wende ist seine dichterische Existenz zugewandt, ihm gilt eigentlich das „hohe und reine Frohloken“ der vaterländischen Gesänge. Darum möchte er an der Stelle seiner Heimat als ein Augenblicklicher begraben liegen, wo sich an einer Biegung der Straße plötzlich den Augen der Blick auf die „Fürstin der Heimath“ und ihr „priesterlich Haupt“ öffnet, in der die „Engel des Vaterlands“ sichtbar walten und ein „ahnendes Volk“ der Erneuerung der Zeit im Gemeingeist entgegenführen⁵.

Wir stellen zum Schluß noch die Frage nach der Heimat in den Gedichten der Umnachtungszeit. In ihnen gibt es die Heimat nicht mehr. Das Wort ist aus Hölderlins Sprachschatz verschwunden, die Landschaftsdarstellung enthält nicht mehr die vertrauten Züge. Wohl beruhigt die Natur den Betrachter: „Und Betrachtung giebt dem Herzen Frieden, wie

¹ V. 39 ff., StA II, S. 87.

² In den Lesarten tauchen jedoch auch die Städte Heidenheim und Neckarsulm auf, StA II, S. 713, vgl. Beißner S. 716, die auf die Grenzen Württembergs deuten.

³ StA II, S. 231 f. Eine noch nicht veröffentlichte Interpretation des Fragments durch den Verfasser erscheint in der Festschrift für Robert Boehringer.

⁴ StA II, S. 248, 334. Vgl. auch S. 165, 320.

⁵ 'Stutgard' V. 76 ff., StA II, S. 88 ff.

das Bild auch ist“¹. Aber es ist reines Bild, die Landschaft wird nicht mehr geliebt und darum nicht mehr zur Heimat. Hölderlin betrachtet sie aus derselben Distanz, mit der er seine Besucher von sich abhält. Die geistige Heimatlosigkeit gehört wohl mit zu den Kennzeichen der Krankheit. Zugleich aber rühmt er die Schönheit und Vollkommenheit der Natur, ohne Anzeichen der früheren Liebe, oft mit ganz neuen Worten und Wendungen. Nur eine Probe:²

In kurzer Zeit hat vieles sich geendet,
Der Landmann, der am Pfluge sich gezeigt,
Er siehet, wie das Jahr sich frohem Ende neiget,
In solchen Bildern ist des Menschen Tag vollendet.

Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret
Ist wie die Wolke nicht, die Abends sich verliert,
Es zeigt sich mit einem goldnen Tage,
Und die Vollkommenheit ist ohne Klage.

Das „dringende Bild“ ist zur „Szene“ geworden, deren Ausdruck, von den sprachlichen Spuren der Geisteskrankheit abgesehen, bisweilen an lehrhafte Dichtungen der Aufklärung erinnert. Und doch: „Der Erde Rund mit Felsen ausgezieret“, man möchte sich vorstellen, daß dem Greis solche oder ähnliche Verse kamen, wenn er etwa von Waiblingers Gartenhäuschen auf dem Österberg zur Alb und ihren abends weiß aufleuchtenden Felsen hinübersah und nach seiner Gewohnheit die Aussicht lobte. Aber die Heimat ist es nicht mehr, sondern eine rein gegenständliche Welt, von den Augen aufgenommen und der Vernunft erläutert. Das Herz gestattet sich nicht mehr, mitzusprechen; denn sonst bräche die aorgische Tiefe auf, über der der Kranke ständig schwebt und der er unter Anstrengungen, von denen wir uns wahrscheinlich keine Vorstellung machen, sein schlichtes tägliches Dasein immer von neuem abringen mußte.

In solchen Bildern also vollendet sich Hölderlins dichterischer Lebens- tag, der in der Heimat begann, in der Fremde den inneren, liebenden Weg zur Heimat fand und in der nicht mehr erkannten Heimat endete. Lassen Sie mich mit der Ode 'Die Heimath' schließen, die, aus Hölderlins bester Zeit, vieles von dem im Keim enthält, was wir hier ausführen konnten.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerndet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Laid, geerndet.

¹ 'Das fröhliche Leben', V. 29 f., StA II, S. 275.

² 'Der Herbst' (Die Sagen, die der Erde . . .) V. 9 ff., StA II, S. 284.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
 Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
 Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
 Komme, die Ruhe noch einmal wieder?
 Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
 Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
 Dort bin ich bald; euch traute Berge,
 Die mich behüteten einst, der Heimath
 Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus
 Und liebender Geschwister Umarmungen
 Begrüß' ich bald und ihr umschließt mich,
 Daß, wie in Banden, das Herz mir heile,
 Ihr treugebliebenen! aber ich weiß, ich weiß,
 Der Liebe Laid, diß heilet so bald mir nicht,
 Diß singt kein Wiegensang, den tröstend
 Sterbliche singen, mir aus dem Busen.
 Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
 Die Götter schenken heiliges Laid uns auch,
 Drum bleibe diß. Ein Sohn der Erde
 Schein' ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

FRANZ WILHELM JUNGS EXEMPLAR DES 'HYPERION'

VON
 WERNER KIRCHNER

Aus dem Nachlaß von Franz Wilhelm Jung, dem Freunde Sinclairs und Hölderlins, liegt bei den Nachkommen an Briefschaften so gut wie nichts mehr vor. Zehn Briefe des jungen Sinclair an den Mentor seiner Jugend schenkte 1855 Jungs Sohn Wilhelm, Obergerichtsrat in Mainz, der Stadtbibliothek zu Homburg v. d. Höhe, wo sie, bisher nur anführungsweise bekannt, noch aufbewahrt werden, nebst einer von ihm 1854 verfaßten, heute noch grundlegenden kurzen Lebensbeschreibung seines Vaters, die 1927 von dem Marburger Professor der Rechtswissenschaft Erich Jung, einem Urenkel, in dessen 'Abstammung und Erziehung' genannter Familiengeschichte¹ abgedruckt wurde. Briefe Fichtes überließ Franz Wilhelm Jung als erblindeter Greis dem Sohne des Philosophen zur Veröffentlichung in Cottas Morgenblatt, wo sie 1831 mit der Überschrift 'Fichte und sein Verhältniß zur Frankenrepublik' erschienen. Die Briefe Jean Pauls an ihn, die 1833, im Jahre seines Todes, im 7. und 8. „Heftlein“ von 'Wahrheit aus Jean Paul's Leben' erschienen, gehören zu den Briefen, die er nach dem 1825 erfolgten Tode Jean Pauls der Familie des Dichters übergeben hatte². Sein Nachlaß war gewiß beträchtlich, da er mit bedeutenden Männern seiner Zeit ausgiebig Briefe wechselte: offenbar sind diese Dokumente verschollen oder vernichtet, sonst hätte der allenthalben Ausschau haltende Urenkel in seiner Familiengeschichte von seinem namhaften Vorfahren mehr zu berichten gewußt. Was die Papiere Jungs enthielten, die im Frühjahr 1945 nach der Besetzung Marburgs im

¹ Erich Jung, Abstammung und Erziehung. Politisch-anthropologische Betrachtungen an einer hessischen Verwandtschaft. Leipzig 1927, S. 53-58.

² Eduard Berend, Jean Pauls sämtliche Werke, historisch-kritische Ausgabe, 3. Abt., 6. Bd., Berlin 1952, S. 477. Im 6. und in dem im Druck befindlichen 7. Bande seiner Briefausgabe hat Berend die Briefe Jean Pauls an Jung aus dem Jean Paul-Nachlaß der Berliner Staatsbibliothek, der seit Kriegsende verschollen ist, und die in Frankfurt a.M. und Braunschweig liegenden sämtlich erfaßt sowie die Briefe Jungs an Jean Paul verzeichnet.

Hause des Professors Erich Jung von amerikanischen Soldaten verfeuert wurden, läßt sich, nachdem dieser 1950 gestorben ist, nicht mehr feststellen. Es handelte sich wohl im wesentlichen nur noch um die in 'Abstammung und Erziehung' S. 79 erwähnten Briefe der Braut und Gattin, einer geborenen de Perponcher-Sedlnitzky, mit der Jung sich 1786 in Homburg v. d. Höhe niederließ. Übrig blieb lediglich ein kleines Bündel von Briefen des Homburger Landgrafen Friedrich Ludwig an Jung und Briefen und Briefentwürfen Jungs an den Landgrafen. Diese Schriftstücke wurden erst 1935 aus dem Nachlaß des ehemaligen Basler Kunsthistorikers Karl Cornelius, eines Sohnes des Komponisten Peter Cornelius, der eine Tochter des Mainzer Obergerichtsrats Jung zur Frau hatte, der Marburger Familie übergeben.

Müssen wir demnach den nahezu vollständigen Verlust der von Jung hinterlassenen Dokumente und damit fraglos auch den Verlust von Briefen Hölderlins beklagen, so haben sich bei den Marburger Nachkommen wenigstens die Bilder aus seinem Besitz erhalten, darunter ihn darstellend die kleine Zeichnung von der Hand seines Sohnes Karl, des seinerzeit nicht unbekannten Malers, und die größere von der Hand Gerhard v. Kügelgens, beide in 'Abstammung und Erziehung' abgebildet. Das fast goethesche Antlitz der 1812 entstandenen Zeichnung v. Kügelgens vermittelt besonders eindrucksvoll den Zauber der Erscheinung Franz Wilhelm Jungs. Aber auch Bücher gibt es noch aus seinem Besitz, zumeist seine gedruckten Schriften, und unter diesen Büchern befindet sich ein bisher übersehenes verschlissenes Bändchen, der ursprünglich grüne Umschlag zu einem fleckigen Ockergrau abgeblichen, die linke Ecke des vorderen Deckels abgerissen samt dem ganzen Buchrücken, so daß die Bogenränder und ihre Bünde bloßliegen. Es ist der 1797 erschienene erste Band des 'Hyperion', und nicht nur dies. Auf der Innenseite des vorderen Deckels, der nur noch lose am oberen Bunde hängt, erkennen wir in verblaßter, aber noch lesbarer Bleistiftschrift einen Eintrag Hölderlins, und beim Weiterblättern entdecken wir im Text vereinzelte Korrekturen von der Hand des Dichters. So hat sich in Jungs Nachlaß doch noch ein Hölderlindokument vorgefunden. Wir veröffentlichen es mit freundlicher Erlaubnis von Frau Erika Wagner geborener Jung in Marburg, der hier für ihren Beistand der verbindlichste Dank gesagt sei¹.

Mit weiträumig ausladenden Schriftzügen nimmt der Eintrag Hölderlins, dem nebenseitigen Titelblatt bis zu dem Strich über dem Druckvermerk entsprechend, über dreiviertel der Kleinoktavseite ein:

¹ Franz Wilhelm Jungs Hyperion-Exemplar ist inzwischen in den Besitz des Marbacher Schiller-Nationalmuseums übergegangen.

Klopstok
Die Dichter, die nur
spielen,
Die wissen nicht, wer
sie und wer die Leser
sind,
Der rechte Leser ist
kein Kind,
Er will sein [gro] männ-
lich Herz viel lieber
fühlen,
Als spielen.

Wir kennen die Verse fast im gleichen Wortlaut schon aus einem Briefe Hölderlins vom 2. November 1797 an den Bruder. In diesem Briefe berichtet er von dem ersten Widerhall seines Ostern 1797 erschienenen ersten Bandes des 'Hyperion'. Fast zaghaft bittet er den Bruder, einmal einen Gang nach Vaihingen zu Conz zu machen, um in seinem Namen für den durch Neuffer übermittelten Gruß zu danken und für die freundliche Aufnahme des 'Hyperion'. Nicht viel anders klingt seine Nachricht, daß Heinse sich bei Sömmerring sehr aufmunternd über den 'Hyperion' geäußert habe. Dazwischen steht der unerwartete Satz:

Ich bin mit dem gegenwärtig herrschenden Geschmack so ziemlich in Opposition, aber ich lasse auch künftig wenig von meinem Eigensinne nach, und hoffe mich durchzukämpfen. Ich denke, wie Klopstok:

Die Dichter, die nur spielen,
Die wissen nicht, was sie und was die Leser sind,
Der rechte Leser ist kein Kind,
Er will sein männlich Herz viel lieber fühlen,
als spielen.

Wie einen Schild hält Hölderlin hier, sich mit dem vorläufigen, so gar nicht unmittelbaren Beifall des verehrten Lehrers und dem gleichfalls nicht sonderlich hoch zu bewertenden Beifall des bewunderten Verfassers des 'Ardinghello'¹ flankierend, den Spruch Klopstocks vor sich in der ungewissen Erwartung einer Stimme der Öffentlichkeit. Nichts erfolgte außer einer Anfang 1798 in der Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek erschienenen Besprechung, in der Manso² unter dem Zeichen

¹ Wie weit Heinses Zustimmung zum 'Hyperion' eingeschränkt werden muß, hat Erich Hock gezeigt: Wilhelm Heinses Urteil über Hölderlins 'Hyperion', Hölderlin-Jahrbuch 1950, S. 108-119.

² Vgl. Friedrich Seebaß, Hellingrath VI 535.

Eg. in einer Reihe von „Romanen“, das heißt Machwerken wie dem schlüpfrigen 'Zerbrochenen Ring' von Grosse, dem anonymen 'Wernu's Zögling', dem 'Johnson, oder der edle Taschenspieler' von 'XYZ. dem Verfasser des zweyten und dritten Theils des Schillerschen Geistersehers', und den 'Straußfedern' des jungen Tieck, auch den 'Hyperion' vornahm und als ein unverständliches chaotisches Gewirre abfertigte. Es wird deutlich, daß der Dichter denjenigen, dem er jene Verse Klopstocks in den ersten Band des 'Hyperion' schrieb, als einen Waffenbruder im Kampfe gegen die Zeit ansah.

Der Spruch stammt aus Klopstocks 'Deutscher Gelehrtenrepublik', wo er in der 'Geschichte des letzten Landtages' mit anderen Sinnsprüchen dieser bei Klopstock ungewöhnlichen Art an bedeutsamer Stelle erscheint. Nach der ersten Sitzung des Landtages, so heißt es dort, habe „ein Dichter“ von „einigen Kleinigkeiten“, die er „Verse“ nannte, verteilt, und da diese „Verse“ die Ursache zu nicht wenigen Beratschlagungen und Vereinigungen gewesen seien, so hätten die Aldermänner geboten, sie in den Jahrbüchern aufzubewahren. Das Wissen Klopstocks um dichterische Berufung und dichterische Gestaltung, wie es in dem wunderlichen Barock seiner 'Gelehrtenrepublik' nur schwer faßbar niedergelegt ist, fand hier eine eigene Form. Schon zu Beginn der Siebzigerjahre, als er an der 'Gelehrtenrepublik' arbeitete, entstand eine Reihe von „Versen“, die er in der Neuen Hamburger Zeitung¹ veröffentlichte und von denen er neun für die Sinngedichte seines 1774 erschienenen Werkes auswählte. Dreizehn neue, unter ihnen das von Hölderlin aufgezeichnete, kamen hinzu. In seinen „Versen“ bediente sich Klopstock, wenn wir von seinen 'Geistlichen Liedern' absehen, zum ersten und einzigen Male des Reimes und überließ sich dem vom Reime gelenkten Rhythmus, der den Gedanken des Spruchgebildes aufgreift. So gelangen ihm einprägsame Fügungen von eigentümlicher Anmut und Bündigkeit: „Winke in der wahren Inschriftsprache“ nannte sie der junge Goethe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen anläßlich seiner Besprechung des Göttinger Musenalmanachs von 1773, in welchem eine Anzahl „Verse“ aus der Neuen Hamburger Zeitung abgedruckt war. Klopstock selbst hat das Wesen dieser „Verse“ meisterlich in der 'Vorrede'² gekennzeichnet:

¹ Eine Übersicht erhält man in der Bibliographie der Epigramme Klopstocks von R. Hamel, Klopstocks Werke, 3. Teil, Berlin und Stuttgart o. J. = Kürschners Deutsche National-Litteratur 47. Band, S. 236 ff.

² Die angeführten „Verse“ werden nach der Hölderlin vorgelegenen ersten Ausgabe der 'Gelehrtenrepublik', Hamburg 1774, S. 202 f. in der von Klopstock angewandten Rechtschreibung wiedergegeben. Die zweite „vermehrte und verbesserte“ Ausgabe

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trift mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trift mit der Schärfe;
Ist manchmal auch, (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld, ein Strahl, gesandt
Zum brennen nicht, nur zum erleuchten.

Die von Hölderlin angeführten Verse lauten in Klopstocks 'Gelehrtenrepublik' folgendermaßen:

Ganz gute Bemerkung.
Die Dichter, die nur spielen,
Verstehen nicht, was sie, und was die Leser sind.
Der rechte Leser ist kein Kind;
Er mag sein männlich Herz viel lieber fühlen,
Als spielen.

Vergleichend bemerken wir, daß Hölderlin den ungelenken zweiten Vers Klopstocks schmeidigt, indem er ihn versinnlicht und in seiner Bedeutung verstärkt: „wissen“ ist mehr als „verstehen“. Der Eintrag in Jungs 'Hyperion' geht darin mit dem „wer“ für „was“ noch einen Schritt weiter. Auch im vierten Vers wandelt das „will“ für „mag“ das Anliegen des Sinnspruches in stärkere Dringlichkeit. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Dichter diese Änderungen bewußt vornahm, sondern er wird aus dem Gedächtnis zitierend die Verse, ohne lange zu überlegen, niedergeschrieben haben, im 'Hyperion'-Exemplar vermutlich in Gegenwart des Empfängers, worauf im vierten Vers das angefangene, aber gleich wieder durchgestrichene „groß“ für „männlich“ Herz hindeutet.

So stark Klopstocks 'Gelehrtenrepublik' weit über die Anfänge des jungen Dichters hinaus auf Hölderlin gewirkt hat und zu seinen vertrautesten Büchern gehörte – fand sie sich doch unter den Büchern seines bescheidenen Nachlasses¹ vor –, so braucht man lediglich aus der zweimaligen Anführung jenes Sinnspruches noch nicht auf erneute Beschäftigung mit dem Werke zu schließen. Die Verse müssen ihm vielmehr schon lange geläufig und wichtig gewesen sein. Man kann dies einem merkwürdigen Zeugnis entnehmen: der Besprechung Stäudlins von Bürgers 'Musenalmanach fürs Jahr 1792' in der 'Chronik' des einen Monat zuvor verstorbenen Schubart vom 15. November 1791:

erschien erst 14 Jahre nach dem Tode des Dichters im 12. Bande der 'Werke', Leipzig 1817.

¹ Siehe das Verzeichnis bei Ernst Müller, Hölderlin. Studien zur Geschichte seines Geistes. Stuttgart und Berlin 1944, S. 23.

Wie kömmt es doch, dachte ich bei mir selbst, daß unsre besten poetischen Köpfe so selten den kühnen Sonnenflug des Adlers wählen: daß die höhere lyrische Poesie, die philosophische Ode in Uzens Geiste, das didaktische Gedicht, dieses weite und fruchtbare Feld für den Dichter, und besonders die ernste Satyre, so sehr vernachlässigt werden. Man liest immer ein Duzend tändelnder, empfindsamer und erotischer Liedchen, bis man ein einziges erhabnes lyrisches Stük zu Gesichte bekommt, das eines Klopstocks, Uzens und Ramlers würdig wäre! – Möchten doch unsere Dichter Klopstocks großes Wort beherzigen:

Die Dichter, die nur spielen,
Verstehen nicht, was sie, und was die Leser sind.
Der rechte Leser ist kein Kind;
Er mag sein männlich Herz viel lieber fühlen,
Als spielen.

Wie außerordentlich reichen Stoff zu kühnen, auf alle Welt wirkenden Dichterwerken gibt nicht seit mehrern Jahren der Geist der Zeiten! und wie wenig wird er benützt!

Mit Recht hat man diese Sätze hervorgehoben und gesagt, sie seien „wie aus dem Herzen Hölderlins“ gesprochen¹. Ihre Bedeutung erschließt sich aber erst völlig, wenn man bedenkt, daß bereits im September 1791 Stäudlins 'Musenalmanach fürs Jahr 1792' erschienen war, in welchem Hölderlin zum erstenmal mit Gedichten hervortrat: den Hymnen an die Muse, an die Freiheit, an die Göttin der Harmonie und dem Gedicht 'Meine Genesung. An Lyda'. Schubart hatte am 20. September in seiner Chronik den Almanach angezeigt und dabei Hölderlin als einen vielversprechenden Dichter erwähnt, dessen Muse eine ernste Muse sei, die edle Gegenstände wähle, dessen Gedichte in fast immer gereimten zehnfüßigen Jamben freilich sehr eintönig wirkten. Nun wartete der einundzwanzigjährige Dichter gespannt auf die ersten Besprechungen. Es ist die gleiche Lage und der gleiche Zustand wie später auf höherer Stufe nach dem Erscheinen des ersten Bandes des 'Hyperion', und wenn der Dichter des 'Hyperion' im Briefe an den Bruder sich im Gegensatz zu seiner Zeit wußte, so sprach schon die Widmung, mit der er der Mutter seine Erstlinge weihte, das gleiche aus: „Es sind Jünglingsversuche. Sie würden, wenn auch die Art von Gedichten unserm Zeitalter angemessener wäre, wenig Glück machen bei unsern Lesern, und Leserinnen.“ Man darf annehmen, daß der junge Hölderlin Stäudlins, des „Oberpriesters der schwäbischen Musen“, seines verehrten Gönners Besprechung von Bürgers Musenalmanach nicht nur aufmerksam gelesen, sondern jene Sätze über die höhere lyrische Poesie geradezu als einen an ihn gerichteten

¹ Elisabeth Stoelzel, Hölderlin in Tübingen und die Anfänge seines 'Hyperion', Diss. Kiel 1938, S. 53 Anm. 163.

teten Anruf empfunden hat. Flankiert von den Äußerungen Schubarts und Stäudlins, der beiden damals für ihn maßgebenden schwäbischen Dichter, erschien ihm Klopstocks „großes Wort“ und haftete.

Nur einem sehr Nahestehenden konnte nun Hölderlin seinen 'Hyperion' mit handschriftlichen Korrekturen des Textes verehren. Bisher glaubte man, daß dies einzig und allein Diotima zuteil wurde, deren Exemplar, beide Bändchen zusammengebunden enthaltend, im Marbacher Schiller-Nationalmuseum verwahrt wird¹. Zu unserem Erstaunen finden wir in Jungs Exemplar eine Anzahl der im 'Hyperion' Susette Gontards gebotenen Verbesserungen wieder und samt den übrigen Verbesserungen mit den gleichen vom Bleistift sorgsam gezogenen Schriftzügen einer kunstvollen, von Hölderlin sonst nirgends derart geschriebenen Antiqua, die man als eine eigens für Diotima bestimmte Handschrift angesehen hat. Schrieb der Dichter etwa zuerst so für den Setzer einer zweiten Auflage in Angleichung an die gedruckte Antiqua des 'Hyperion' und fand dann Gefallen daran? Denn aus diesen schönen ebenmäßigen Zügen erwuchs auf dem Blatt, das er für Diotima zwischen dem ersten und zweiten Band einfügte, das unvergeßbare Schriftbild der Widmung: „Wem sonst als Dir.“ Von den insgesamt 24 Korrekturen des Diotima-Exemplars, zumeist Berichtigungen von teilweise bis heute noch nicht beseitigten Druckfehlern, entfallen auf das erste Bändchen allein 14, von diesen stehen 5 auch bei Jung. So lesen wir bei beiden in der Beschreibung, die Hyperion von dem trostlosen Zustand der Gebildeten gibt, Seite 35 f. (Hellingrath II 109): „Gewisse Thiere heulen, wenn sie Musik anhören. Meine bessergezogenen Leute hingegen lachten, wenn von Geistesschönheit die Rede war und von Jugend des Herzens.“ „Jugend“ statt des gedruckten „Tugend“: wie anders klingt nach dieser Veränderung das Ganze! Es handelt sich um einen bei der Art, wie Hölderlin sein J schreibt, begreiflichen und nicht nur hier vorkommenden Druckfehler², den wir Heutigen hätten längst erkennen müssen. Die wichtigste Beifügung in Diotimas Exemplar erscheint ebenfalls bei Jung: „Es ist, als säh' ich, aber dann erschrek' ich wieder, als wär' es meine eigne Gestalt, was ich gesehn, es ist, als fühlt' ich ihn, den Geist der Welt, *wie eines Freundes warme Hand*, aber ich erwache und meine, ich habe meine eignen Finger gehalten“ (Seite 16 = H. II 95). Zwei neue Lesarten und die Tilgung

¹ Vgl. hierzu und im folgenden Walther Killy, Hölderlin an Diotima. Das Widmungsexemplar des 'Hyperion'. Hölderlin-Jahrbuch 1950, S. 102 f.

² Siehe z. B. Hölderlins 'Sokrates und Alcibiades', wo der gleiche Druckfehler von Friedrich Beißner beseitigt ist: Miscellen zu Hölderlin I., Zeitschrift f. deutsche Philologie 59 (1934), S. 258 f. und das Faksimile St. A. I nach S. 608.

eines dann in den späteren Ausgaben schon beseitigten Druckfehlers finden sich indessen nur bei Jung. Seite 18 (H. II 96) seines Exemplars spricht Hyperion von Adamas: „Wen du umgiebst, mit deiner Ruhe und Stärke, Sieger und Kämpfer, wem du begegnest mit deiner Liebe und Weisheit, der fliehe, oder werde, wie du!“ Mit dem für „Ringer“ eingesetzten „Sieger“ erhält dieser Satz an entscheidender Stelle entscheidende Bedeutung. Seite 20 (H. II 98) bietet Jungs 'Hyperion' eine Beifügung in dem Satz: „Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung? wiederholten sich nicht die Melodien seines Wesens *in mir*?“

Diotima empfing die für sie zusammengebundenen 'Hyperion'-Bändchen gewiß sofort nach dem Erscheinen des von ihr sehnlichst erwarteten zweiten Bandes, also im Oktober oder November 1799: ein Exemplar des ersten muß sie aber schon besessen haben. Es ist undenkbar, daß der Dichter der geliebten Frau im Jahre 1797, als er in ihrem Hause wohnte, sein zu Ostern erschienenenes erstes Druckwerk nicht überreicht hätte. Das ihr nun erneut geschenkte erste Bändchen des 'Hyperion' bekam seinen Wert durch die Korrekturen des Textes. Da 5 von den 8 in Jungs Exemplar verzeichneten Korrekturen sich in Diotimas Exemplar wiederfinden, werden auch sie später vorgenommen sein, und das Bändchen wurde Jung nicht, wie man wohl zuerst vermuten möchte, 1797 nach seinem Erscheinen, sondern gleichfalls erst in späterer Zeit geschenkt. Womöglich hatte auch Jung vom Dichter schon ein Exemplar erhalten und empfing wie Diotima ein zweites mit Korrekturen. Doch ergibt sich, daß Hölderlin den Text weder für Jung noch für Diotima oder wenigstens zunächst nicht für sie verbesserte. Wir finden nämlich bei beiden, und zwar bei Diotima nur im ersten Band, vereinzelte Korrekturen mit Tinte, die nicht eigens für die mit den korrigierten Exemplaren Beschenkten entstanden sein können. Dies zeigt vor allem auf Seite 102 f. (H. II 157) der Satz: „Du hast Recht, rief ich ihr zu; die ewige, ewige Schönheit, die Natur leidet keinen Verlust in sich, so wie sie keinen Zusaz leidet.“ Hier hat Hölderlin bei Diotima wie bei Jung das zweite „ewige“ mit Tinte durchgestrichen. Daß er in Diotimas erstem Bändchen bereits vorhandene Bleistiftkorrekturen fortführte, ist angesichts der geringeren Zahl der bei Jung gebotenen Korrekturen durchaus wahrscheinlich, auch die Korrekturen im Text von Diotimas zweitem Bande weisen darauf hin, und nicht zu bezweifeln ist, daß er für Diotima Stellen des Textes mit Tinte unterstrich, wie er – im Gegensatz zu dem Bleistifteintrag der Verse Klopstocks in Jungs Exemplar – auch die Widmungen für sie mit Tinte geschrieben hatte. Für Jung wie für Diotima jedoch haben wir, ehe der Dichter bei dieser die Widmungen, bei jenem den Spruch Klopstocks ein-

trug, das Vorhandensein eines schon korrigierten Exemplars des ersten 'Hyperion'-Bändchens vorauszusetzen.

Aus dem Vorgetragenen darf man schon schließen, daß Hölderlins Geschenk an Jung vor dem Geschenk an Diotima erfolgte. Über den Zeitpunkt vermag ein Dokument Aufschluß zu geben, auf das durch die eingetragenen Verse Klopstocks ein überraschendes Licht fällt. Folgende bedeutsame Besprechung des ersten Bandes des 'Hyperion' erschien, kurz vor dem Erscheinen des zweiten geschrieben, noch am 25. Oktober 1799 in der Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung¹:

In Erwartung, daß bald der zweyte Theil dieser Elegischen Briefe erscheine, und uns Gelegenheit gebe, den ganzen Plan beurtheilen zu können, machen wir einstweilen das Publikum auf dieses Produkt einer blühenden, tieffühlenden, und bis zu Ideen sich erhebenden Einbildungskraft bekannt. Was wir vor uns liegen haben, gleicht bis jetzt noch einem schönen Torso, wovon der eigentliche Stand und die Extremitäten noch ergänzt werden müssen. Es ist alles in einem edlen, hohen Style gedacht und gefühlt. Tragischer Ernst, große Massen, kühne Aufflüge der Phantasie sind das ehrwürdige Gepräge einer in sich gezogenen, mit unparteyischer Härte über das glänzende Nichts alles menschlichen Treibens richtenden Vernunft, und ein innerer moralischer Selbstkampf, der nur in der Harmonie der Natur Ruhe, und Besänftigung erwarten kann, geben dieser kleinen, aber gedankenreichen Schrift ein nicht gemeines Interesse. Es ist kein Buch für das gemeine Leseublikum. Der Verfasser spielt nicht mit seinen Lesern, er nimmt alle ihre intellectuellen und moralischen Kräfte in Anspruch. Und wem Ossian nicht gefällt, der wird noch ungerührt und unbelchrt dieses Buch gleich nach dem ersten Briefe bey Seite legen. Um von dem Tone ein anschauliches Beyspiel zu geben, hier eine Stelle:

„Ich bin bey Euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt; bin nur ² vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühete, und vertrockne an der Mittagssonne. O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt; ein Bettler, wenn er nachdenkt; und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da wie ein mißrathener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die nämlichen Pfennige³, die ihm das Mitleid auf den Weg gab!“ (S. 12.)

Das sind Äußerungen eines um Hölderlin Wissenden, die in den öffentlichen Blättern jener Jahre einzig dastehen. Auch die ausführliche, aber bei allem Wohlwollen sich vorsichtig verwahrende Besprechung, die Conz 1801 in den Tübingischen gelehrten Anzeigen dem 'Hyperion' widmete, kann sich nicht messen mit diesen wenigen Sätzen einer ungetheilten, aus der Tiefe dringenden Zustimmung. Wer mag der Verfasser sein, der sich mit dem Zeichen Zl. B. unterschreibt, das sich in der Oberdeut-

¹ Abgedruckt bei Friedrich Seebaß, Der frühe Hölderlin im Urteil seiner Zeitgenossen, Preußische Jahrbücher 186 (1921), S. 367 f.

² In Hölderlins Text S. 11 (H. II 92): „nun“.

³ Ebenda S. 12 (H. II 92): „ärmlichen Pfennige“.

schen Litteraturzeitung nur an dieser Stelle findet? Ohne Zweifel ein dem Dichter Vertrauter, da das Erscheinen des zweiten 'Hyperion'-Bandes erwartet wird. Ohne Zweifel auch ein in sein Dichtertum Eingeweihter, denn wem sollte sonst der Gedanke gekommen sein, den Spruch Klopstocks, der für Hölderlin so viel bedeutete, zu umschreiben? Nichts anderes nämlich besagen die Sätze: „Es ist kein Buch für das gemeine Lesepublikum. Der Verfasser spielt nicht mit seinen Lesern, er nimmt ihre intellectuellen und moralischen Kräfte in Anspruch.“ Die Vermutung steigt auf, daß Franz Wilhelm Jung diese Besprechung verfaßte, doch könnte sie auch von einem anderen Freunde Hölderlins stammen, dem Klopstocks „großes Wort“ mitgeteilt wurde. Aber wem von den Freunden des Dichters, wenn nicht Jung, wäre die auffällige Wendung zuzutrauen, welche die Begeisterung für Ossian mit dem Verständnis des 'Hyperion' verknüpft? Schon bei der Begegnung Jungs mit Hölderlin im Januar 1796, als der Dichter von Frankfurt aus Sinclair zum erstenmal in Homburg aufsuchte, war von Ossian die Rede. Am 14. Januar bittet er Ebel¹, sich bei dem Frankfurter Verleger Wenner für seine Ossian-Übersetzung zu verwenden: Hölderlin kenne sie, und Ebel solle nach dessen ganz unparteiischem Urteil fragen. Am 29. Dezember 1797 schreibt Jung an Cotta², sein nun beendeter 'Ossian' befinde sich in den Händen des Herrn Hölderlin, den er für seinen kompetenten Richter anerkenne. Aus einem Briefe Jungs an Fichte vom 28. September 1798³ erfahren wir, daß Hölderlin den mit Bedenken kämpfenden Übersetzer drängte, sein Werk zu veröffentlichen. Ende Juni 1797, als der Dichter Jung in Mainz besuchte, erbat er sich die Ossian-Übersetzung für seine geplante Zeitschrift 'Iduna' und meinte am 3. Juli 1799 in einem Briefe an Neuffer, daß sich einige Stücke „als Text zum Kommentar“ vortrefflich eignen würden, woraus man wohl entnehmen kann, daß vor allem an Äußerungen Jungs über die Art seiner Übersetzung gedacht war. Wir sehen: Jungs Ossian-Übersetzung wurde mehr und mehr das Verbindende zwischen den beiden Freunden, zuletzt gleichsam ihre gemeinsame Aufgabe. In dieser Zeit wird Jung das erste Bändchen des 'Hyperion' mit den Einträgen des Dichters empfangen haben, vermutlich bei jenem Besuche Hölderlins Ende Juni 1799 in Mainz, als Jung ihm den Mainzer Professor der Philosophie Johannes Neeb als Mitarbeiter für die 'Iduna' zuführte und ihn mit dem

¹ Ludwig Strauß, Aus dem Nachlaß Johann Gottfried Ebels, Euphorion 32 (1931), S. 364.

² Briefe an Cotta, Bd. I, Das Zeitalter Goethes und Napoleons 1794 bis 1815, hrsg. von Maria Fehling, Stuttgart und Berlin 1925, S. 436.

³ Fichtes Briefwechsel, hrsg. von Hans Schulz, Bd. I, Leipzig 1925, S. 601 f.

jungen Emerich bekannt machte, dessen Gedicht 'Die Schicksale' Hölderlin dann für Neuffers Taschenbuch bearbeitete. Jungs indes erst 1808 erschienene Übersetzung des Ossian ist mit ihrer 'Vorerinnerung'¹ ein wichtiges Denkmal. Die ersten Sätze zeigen, daß Hölderlin den Spruch Klopstocks einem von Klopstock erfüllten Geiste widmete: „In jenen so glücklichen Jahren, worin noch die Fantasie dem jugendlichen Geiste das Höchste des Lebens und der Kunst darbietet, und das Herz noch so warm und fromm empfindet, war O s s i a n , nach K l o p s t o c k , lange Zeit mein Lieblingsdichter. Wer mit beiden vertraut ist, wird beides begreifen.“ Als Merkwort gehen der 'Vorerinnerung' die zwei Schlußstrophen von Klopstocks Ode 'Unsere Sprache' voraus, und als Vorbild werden später Klopstocks Bardiete genannt. Dieses klare Zeugnis der Verbundenheit Jungs mit Klopstock spricht, falls sich noch ein Zweifel erheben sollte, deutlich dafür, daß der Eintrag Hölderlins ihm galt.

Die von Hölderlin für Jung in den 'Hyperion' geschriebenen Verse Klopstocks und die Begeisterung Jungs für Ossian, die der Dichter teilte: sie haben, so dürfen wir nun annehmen, in der ungewöhnlichen Besprechung des 'Hyperion' in der Oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung ihren Niederschlag gefunden. Man könnte sich fragen, wie Jung, den wir noch nirgends als Rezensenten kennen lernten, dazu kam, gerade in diesem in Salzburg erscheinenden Blatt eines aufgeklärten Katholizismus den 'Hyperion' zu besprechen. Die Antwort hierauf vermag unseren Nachweis nur noch mehr zu stützen. Die Oberdeutsche Litteraturzeitung war nämlich in den katholischen Rheinlanden weit verbreitet, und zwar im Anfang vor allem durch den Mainzer Professor Dorsch, seit 1792 durch den Mainzer Professor Blau, beide Anhänger Kants und 1792/93 führende Klubisten, die im Rheinland für die Unterhandlungen mit den Mitarbeitern, Buchhändlern und Abnehmern sorgten². Ob Jung, seit Februar 1798 in Mainz in französischem Dienst stehend, durch Blau, der zur selben Zeit aus Paris zurückkehrte und im Dezember 1798 als Bibliothekar der eben gegründeten École centrale starb, mit der Ober-

¹ Das im Besitz der Marburger Nachkommen vorhandene Exemplar Jungs enthält von seiner Hand noch eine „Nachschrift zur Vorrede“.

² Karl O. Wagner, Die „Oberdeutsche allgemeine Litteratur-Zeitung“, Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 48 (1908), S. 125. Es ist bezeichnend, daß Neeb, der von Jung für Hölderlins 'Iduna' gewonnene Mitarbeiter, in den Jahren 1786-91, als er an der Mainzer Universität studierte, von Dorsch und Blau in die kantische Philosophie eingeführt wurde. Vgl. Quellen zur Geschichte des Rheinlandes im Zeitalter der französischen Revolution 1780-1801, hrsg. von Joseph Hansen, Bonn 1931 ff., II 215. Über den Tod Blaus, den seine Freunde wegen seines Charakters und seiner Fähigkeiten tief betrauernten, siehe Hansen, IV 952.

deutschen Zeitung in Verbindung gelangte oder auf anderem Wege, jedenfalls konnte er, nachdem die Franzosen die Stadt abermals besetzt hatten, von Mainz aus besonders wirksam in dieser Zeitung Einfluß gewinnen. Es ist gewiß nicht zufällig, daß der Jahrgang 1799 außer der schönen Besprechung des 'Hyperion' noch am 25. November zwei anerkennende Besprechungen der Taschenbücher des Jung seit Jahren befreundeten Neuffer auf das Jahr 1799 und 1800 brachte: sie stammen von einem anderen Rezensenten, der sich P-I unterzeichnet und hier „die kleinen Stücke von Hilmar und Hölderlin“, ohne zu wissen, daß es sich um denselben Verfasser handelt, „voll liebevoller, sanfter Empfindung“ findet, dort Hölderlins 'Emilie' „voll Natur, sanfter Empfindung und gefälliger Weiblichkeit“. Ein gewichtiges Zeugnis ist im Jahrgang 1800 der in dem neuen Jahrhundert nach München übersiedelten Oberdeutschen Literaturzeitung am 5. August eine noch unbeachtete¹ Besprechung der Gedichte Emerichs, die Ende 1799 in Frankenthal erschienen waren. In Ausführungen von Rang äußert sich der nach dem neuen Brauch der Zeitung auch mit keinem Zeichen mehr sich nennende Verfasser über die Verse des nicht unbegabten, aber seines Ausdrucks noch nicht mächtigen Dichters, dessen „Fittige der Einbildungskraft kräftig, aber geräuschvoll schlagen“. Wie eigentümlich entspricht diese Rezension den kritischen Bemerkungen, die Hölderlin im Juli 1799, also bald nach seinem Besuche bei Jung in Mainz, in einem Briefe an Neuffer über Emerichs Gedichte äußert, und wenn wir nun hören, wie am Ende der Besprechung auf die Leser hingewiesen wird, „die von einem Gedichte mehr als tändelndes Spiel der Einbildungskraft erwarten“, so werden wir aus dem abermaligen Auftauchen des Klopstockschen Merkspruches auf Jung als den Verfasser schließen dürfen.

Vergleicht man die in der Oberdeutschen Literaturzeitung erschienenen Besprechungen des ersten 'Hyperion'-Bandes und der Gedichte Emerichs mit Jungs 'Vorerinnerung' zu seiner Übersetzung des Ossian, so läßt sich auch am sprachlichen Ausdruck zeigen, daß sie offensichtlich von ihm herrühren. Die schwingenden langen Sätze wie das unbefangene Ballen der Gedanken oder das Aufreihen treffender Bezeichnungen gehören zu seinem Stil. Von der 'Vorerinnerung' kommen vor allem die Seiten XXI-XXVI in Betracht, auf denen er den Charakter seiner Über-

¹ Karl O. Wagner a. a. O. erwähnt sie nicht. Christian Waas nennt in seiner hinterlassenen Arbeit 'Friedrich Emerich aus Wetzlar und die Mainzer Hölderlin-Freunde', die mir durch die Güte von Frau Mathilde Waas, Bad Nauheim, in die Hände kam, nur eine Besprechung der Gedichte Emerichs im 'Beobachter vom Donnerberg' vom 23. Dezember 1799.

setzung entwickelt und die wohl den Kern seines einst für Hölderlins 'Iduna' bestimmten Beitrags enthalten. Wenn er Seite XXII diejenigen Gesänge Ossians hervorhebt, „welche den Gedichten zur Einleitung und zum Schlusse dienen, die elegischen Klagen, und die Odenauflüge, welche man oft eingestreut findet“, so erkennen wir, wenn er in seiner Besprechung des 'Hyperion' von „tragischem Ernst, großen Massen, kühnen Aufflügen der Phantasie“ redet, in dem gemeinsamen Ausdruck „Aufflüge“ ein hervorstechendes Wort, das ein Lieblingswort Jungs gewesen zu sein scheint und in besonderer Weise seine Verfasserschaft bekundet. In seinem Briefe vom 28. September 1798 an Fichte umschreibt Jung fast mit denselben Worten wie in der 'Vorerinnerung' die „ganz neue Idee“ seiner Ossian-Übersetzung und spricht ebenfalls von den „eingestreuten Odenauflügen“, womit bezeugt wird, daß ihm das Wort samt dem von uns angemarkten Abschnitt der 'Vorerinnerung' zu der Zeit, da er Hölderlin nahestand, gegenwärtig war.

Der Nachweis, daß die Besprechung des ersten Bandes des 'Hyperion' in der Oberdeutschen Literaturzeitung 1799 von Jung stammt, wäre für den Eintrag Hölderlins in Jungs 'Hyperion'-Exemplar von nicht geringer Bedeutung. Trifft zu, was wir erschlossen haben, und die vorgebrachten Tatsachen dürften es hinreichend wahrscheinlich machen¹, so enthüllt sich ein ergreifender Vorgang. Der Dichter, dem auf sein Werk aus der Öffentlichkeit nur Schweigen oder höchstens die Ahnungslosigkeit eines armseligen Aufklärungsliteraten zuteil geworden war, schenkt Jung, dem getreuen Helfer und Mitarbeiter bei den Vorbereitungen zu seiner Zeitschrift 'Iduna' ein von ihm mit Korrekturen versehenes Exemplar seines 'Hyperion' und schreibt einen Spruch Klopstocks hinein, der ihn immer aufrichtete, wenn ihn beim Erscheinen in der Öffentlichkeit die Furcht überfiel, hoffnungslos allein in seiner Zeit zu stehen. Jung erfaßt diese Verse Klopstocks im Sinne Hölderlins, macht sie sich zu eigen und legt öffentlich noch ein gültiges Zeugnis für den ersten Band des 'Hyperion' ab. Damit hätte er geleistet, was merkwürdigerweise keiner der Freunde Hölderlins, die im 'Hyperion' lebten, zu tun imstande war. Erblickt man in seiner Besprechung das Gegengeschenk für das ihm verehrte Exem-

¹ Während der Korrektur weist mich Alfred Kellertat, der in Bebenhausen die Druckfahnen mitlas, freundlichst darauf hin, daß sich das unter der Besprechung befindliche Zeichen Zl. B. in „Zeerleder. Bern.“ auflösen läßt, den Namen des Freundes Susette Gontards, von dem Jürgen Isberg in seinen Mitteilungen über die Familie der Diotima Seite 124 dieses Jahrbuchs berichtet. Die Annahme, daß nicht Jung, sondern Zeerleder der Verfasser war, ist reizvoll und hat Einleuchtendes für sich, bedarf aber der Unterlagen und der Entkräftung der für Jung sprechenden Argumente.

plar des 'Hyperion', sozusagen die Antwort auf die von Hölderlin in Klopstocks Spruch gehüllte Frage, wer sich für den wahren Dichter einsetze, so erhalten auch die Klagen Hyperions, die Jung anführt, einen eigenen Sinn. Im ersten Buche des Werkes bedeuten sie die Klagen des durch die philosophischen Schulen Gegangenen, der sich aus der Welt ausgeworfen fühlt. In Jungs Besprechung können die Klagen sich aber auch auf den fehlgeschlagenen Plan der Iduna beziehen, mit der Hölderlin versucht hatte, in der Öffentlichkeit Fuß zu fassen. Sie hallen fast zu gleicher Zeit in dem uns erhaltenen Entwurf eines Briefes an Diotima wider, hier voller Verzweiflung über das Scheitern des Unternehmens in dem Ausruf gipfelnd: „Schämen sich denn die Menschen meiner so ganz?“¹ Da besagt es viel, daß der Dichter in diesem Briefe als einzigen der wenigen, die sich ihm „wahrhaft treu zugesellten“, Jung nennt und der Geliebten sogar einen Brief Jungs beilegt. Jung konnte mit den angeführten Klagen Hyperions zugleich auch sein eigenes Schicksal auffassen: von den Ideen der Französischen Revolution durchdrungen, hatte er, der bis dahin immer völlig Unabhängige, bei der französischen Verwaltung in Mainz den Posten eines Bürochefs in der Abteilung für öffentliche Arbeiten angenommen und Enttäuschung auf Enttäuschung erlebt. Zwar widerfuhr ihm nicht das Hyperion-Schicksal des jungen Emerich, der im Verfolgungswahn endete, aber sein Dasein schien seinen Sinn verloren zu haben.

So besäße der unscheinbare Eintrag in Jungs 'Hyperion' seine geheime Geschichte und gewänne damit an Würde und Wert. Er ist keine beiläufige Freundlichkeit, so wie man jemandem einen Vers ins Stammbuch schreibt, sondern eine Kundgebung von tiefem Ernste. Auch mit dem Spruch Klopstocks hat der Dichter nicht „gespielt“, und Jung war, wie wir zu erweisen suchten, „der rechte Leser“, der „sein männlich Herz fühlte“.

¹ Hellingrath III 447.

ÜBER DIE REALIEN DES 'HYPERION'

VON
FRIEDRICH BEISSNER

Gefesselt sei er an die alten seligen Küsten Griechenlands, bekennt Hölderlin, wie in himmlische Gefangenschaft verkauft: „Gehöret hab' ich / Von Elis und Olympia, bin / Gestanden oben auf dem Parnaß, / Und über Bergen des Isthmus, / Und drüben auch / Bei Smyrna und hinab / Bei Ephesos bin ich gegangen“ ('Der Einzige' v. 1-24). Das ist freilich, wie jedermann weiß, nicht wörtlich zu nehmen, und mancher Ausleger ist beeifert zu erweisen, wie sehr doch die Schilderung der Landschaften, die Hyperion durchwandert, ins Heimatliche geraten sei. Ist er nun gar ein Landsmann des Dichters und daher wie jeder echte Schwabe zu mühelos-selbstverständlichem Gebrauch geologischer Fachausdrücke erzogen, so scheint seine Feststellung etwa, was Hyperion beschreibe, sei nicht Attika, sondern die „klassische Trias-Stufen-Landschaft“ der schwäbischen Alb, keinen Widerspruch zu dulden. Leicht beschämt versucht der Hyperion-Leser, die Erinnerung griechischer Reiseeindrücke zu berichtigen. Hat er sich nicht doch gar zu willig täuschen lassen? war er, durch Hölderlin nicht eben realistisch eingestimmt, nicht allzusehr bereit zu träumen, was er sehen wollte, aber nicht sah? Er hätte ja von vornherein das schlechtere Spiel in einem Streit, ob Hyperions Landschaften schwäbisch seien oder griechisch. Denn Hölderlin ist ja wirklich nicht in Griechenland gewesen, und außerhalb des Hymnus, in der nüchternen Prosa der Vorrede zu der Tübinger Fassung des 'Hyperion', sagt er es selber auch geradeheraus, es habe unter seine „liebsten Träume“ gehört, „einmal wirklich dahin zu wandern“¹. Es ist also ein Bild der Sehnsucht, das er gemalt hat, und wo hätte er die Farben dafür anders finden sollen als im heimisch Erfahrenen?

Und doch: wer (wie der Schreiber dieser Zeilen vor mehr als zwanzig Jahren) das Glück gehabt hat, in Griechenland zu wandern, wirklich zu

¹ StA. 3, 187, 5 f. – Die Zitate beziehen sich auf den demnächst erscheinenden dritten Band der Großen Stuttgarter Ausgabe (StA.). Stellen aus der endgültigen Fassung des 'Hyperion' (Hyp.) werden nach Band und Seite des ersten Druckes zitiert, die in der StA. am Rand angegeben sind – siehe die Bemerkung StA. 1, 326.

wandern, zu Fuß auf einsamen Wegen fern von den allgemeinen Straßen der von einer musealen Sehenswürdigkeit zur andern huschenden bequemen Touringcars, durch deren Fenster die eiligen Reisenden Landschaft zu erkennen vermeinen – wer also wirklich Duft und Luft des griechischen Landes in sich aufgenommen hat, der kann nicht zugeben, daß er sich habe täuschen lassen. Nein, ganz und gar hyperionisch erschien ihm das von der Silberwand des verdämmernden Pentelikons begrenzte Bild der von Zypressen umstandenen Kapelle der Panagia bei Stamata neben dem von hohen Pappelwipfeln überwölbten Schöpfbrunnen oder die an den Felsen des Gebirgs hängende Ziegenherde über den grünen Hügeln des Alpheiostals oder die blühenden Lorbeerrosen am Rande des von winterlichen Gießbächen ausgewaschenen steinigen Flußbetts bei Marathon. Und wer wollte die unvertauschbare Echtheit der von Hyperions schwelgendem Blick umfaßten Meere und Gipfel anzweifeln, wenn er selbst die „Höhn des Korinthischen Isthmus“ erstiegen hat (Hyp. I 7, 3)? „Verloren in's weite Blau, blik' ich oft hinauf an den Aether und hinein in's heilige Meer“ (Hyp. I 10, 7 f.) – hier und überall, wo das silberne Licht, der hohe Aether die Landschaft beseelt, da ist in Hölderlins dichterischem Wort Griechenland wirklich Gestalt geworden, nicht erträumt und phantasiert, sondern lebendig erschaut. Das ist das beglückende Geheimnis: wie „das Dichterische“ nicht etwa bloß, als „Stimmung“, zu den aus Reisebeschreibungen herübergeholten Gegenständen, den „Realien“, hinzutritt und sie „ausmalt“, sondern sie sogleich von innen her verwandelt in eigenes Erlebnis¹.

Die „Realien“ aber sind vorhanden. Der Dichter hat die Reisebeschreibungen eifrig studiert. Rein aus der begeisterten Liebe konnte Griechenland nicht Gestalt gewinnen. Und man darf schon fragen, woher er das Substrat seiner dichterischen Gestaltungen hatte.

Hyperion erzählt (Hyp. I 21, 17–22, 1) von seinem Umgang mit Adamas: „... wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergeßnen Jupiters gelehnt, umfängen von Lorbeerrosen und Immergrün, in's wilde Flußbett sahn“. Seit Berthold Litzmann (Hölderlins gesammelte Dichtungen, Stuttgart und Berlin 1896), Bd. 2 S. 73), das Wort „Lorbeerrosen“ nicht verstehend, geschrieben hat: „umfängen von Lorbeer, Rosen und Immergrün“ – mit der Fußnote: „Im Druck sinnlos: Lorbeerrosen“ –,

¹ Von der eindrucksvollen Echtheit der griechischen Landschaften im 'Hyperion' haben mir viele wirkliche Kenner Griechenlands gesprochen, unter ihnen mit besonderer Überzeugungskraft der langjährige Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, Professor Dr. Georg Karo.

ist in allen Ausgaben seine Schlimmbesserung zu lesen¹, auch in solchen, deren Herausgeber das Buch von Joseph Claverie zitieren (La jeunesse d'Hoelderlin jusqu'au roman d'Hyperion, Paris 1921), ohne zu bemerken, daß darin Litzmanns Irrtum richtiggestellt ist (S. 148 Anm. 1). Claveries Hinweis macht auch sehr wahrscheinlich, daß Hölderlin das bekannte zweibändige Werk von Richard Chandler: 'Travels in Asia Minor, and Greece: or, An Account of a Tour made at the Expense of the Society of Dilettanti', nicht im englischen Original gelesen hat, sondern in der (anonymen) deutschen Übersetzung: 'Reisen in Klein Asien unternommen auf Kosten der Gesellschaft der Dilettanti und beschrieben von Richard Chandler, Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776'; der Titel des ein Jahr später erschienenen II. Bandes lautet entsprechend: 'Reisen in Griechenland' usw. (Die beiden Bände werden im folgenden zitiert als Chandler I und II.) – Claverie nämlich führt auf S. 148 diese Stelle zu Hyp. I 21 f. an (Chandler II 329): „Der Weg läuft an einem tiefgehöhlten, mit dicken Gebüsch von Lorbeerrosen, Myrten und Immergrün verwachsenen Flußbette hin.“ Die Parallele ist schlagend. Noch drei weitere Stellen wären zu nennen, an denen „Lorbeerrosen“ als typische Vegetation an Gießbächen erwähnt werden: Chandler II 228: „Ein weiter tiefer Waßergang eines Flußes oder Gießbachs... theilt beyde Berge. Der Weg läuft, rauh und eng, an dem Rande fort, und ist mit Lorbeerrosen (Oleander), blühenden Stauden und Immergrün beschattet“; Chandler I 382: „An der Seite sind enge, versteckte Thäler von Gießbächen ausgehöhlt, und angefüllt mit wildwachsenden immergrünen Stauden, blühenden Myrtengebüsch und Kalodaphne, oder Lorbeerrosen, die damals mit Blüthen von bleichrother Farbe bedeckt waren“; Chandler II 299: „Wir landeten und gingen zu dem Kloster, welches in einiger Entfernung von der See, hoch und romantisch, an einem tiefen Gießbachbette liegt. Umher waren grüne Weingärten, Myrtengebüsche, Pomeranzen- und Limonienbäume in Blüte; ... der Oleander (Lorbeerrose) oder Pikrodaphne und Ölbäume mit Blumen bedeckt; lieblichduftende Fichten und Immergrün.“ – Im Englischen steht überall nur *oleander*².

¹ Eine wichtige Korrektur, die Litzmann Hyp. II 23, 2 vornimmt, wird dagegen ignoriert. Im ersten Druck steht fälschlich: „Jetzt bin ich minder glücklich.“ Litzmanns Konjektur trifft, wie die Lesarten der StA. beweisen werden, ganz zweifellos das Richtige: „Jetzt bin ich wieder glücklich.“

² Daß übrigens der deutsche Name auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist, kann uns Hans Carossa lehren, der in seinen 'Aufzeichnungen aus Italien' (1947, S. 127) den „Rosenlorbeer“ erwähnt.

Chandler beschreibt mit den zuletzt angeführten Sätzen (II 299) die Insel Kalaurea (oder Poro) und gibt damit ersichtlich das Modell für Hölderlins Schilderung dieser Insel (Hyp. I 85, 13–15): „... da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Wassern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrthen und die heilige Rebe“¹. Die Elemente dieses Bildes lassen sich einzeln nachweisen:

Hölderlin:
da blüheten
mitten unter den Fichtenwäldern
und reißenden Wassern
Limonienhaine ...
und Myrthen
und die heilige Rebe.

Chandler:
in Blüte
lieblichduftende Fichten
an einem tiefen Gießbachbette
Limonienbäume
Myrtengebüsche
grüne Weingärten.

Die Namensform für die „Limonienbäume“, die Hölderlin in den „Limonienhainen“ bewahrt, läßt ebenfalls vermuten, daß er den Chandler in der Übersetzung gelesen hat, die überall diese Form bietet (z. B. II 180: „Oranschen, Limonien und Zitronen“; I 188: „Oranschen und Limonien“; I 340: „Gärten von Limonien- und Pomeranzenbäumen“), wo im Englischen ausnahmslos *lemon* steht. (Hölderlin schreibt in der Ode 'Der Main' v. 21 „Limonenwald“.) Es wäre überflüssig zu sagen, daß die „Limonien“ Zitrusfrüchte sind, wenn nicht erst jüngst ein Hyperion-Erklärer sie für – „Strandnelken“ ausgegeben hätte!

Das Bild von Kalaurea ist nicht das einzige, das Chandlers nüchterne Beschreibung durchschimmern läßt. Gegen Ende des ersten Bandes (Hyp. I 155, 3–7) werden die Haine von Angele gepriesen: „O ihr Haine von Angele, wo der Ölbaum und die Zypresse, umeinander flüsternd, mit freundlichen Schatten sich kühlen, wo die goldne Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt, wo die schwellende Traube muthwillig über den Zaun wächst, und die reife Pomeranze, wie ein lächelnder Fündling, im Wege liegt!“ Chandler II 242: „Des folgenden Tages kamen wir vom Pentele in die Ebene, ... und erreichten am Abend Angelekipos oder die Gärten von Angele. Dieser Ort wird des Sommers von den Athenischen Griechen besucht, die hier, in einem Walde von Ölbaumen, Zypreeßen, Pomeranzen und Zitronen, mit untermischten Weinbergen, ihre Häuser haben“². Wieder lassen sich die Elemente einzeln nachweisen; doch ist aus der sachlichen Aufzählung des Berichtes gestaltende Dichtung erwachsen.

¹ Vgl. Claverie S. 147.

² Vgl. Claverie S. 147.

So findet sich bei Chandler (II 108 f.) auch das Modell für „die sechzehn Säulen, die noch übrig stehn vom göttlichen Olympion“ (Hyp. I 153, 6 f.); oder (Chandler II 104 f. und 119) für „das alte Thor, wodurch man ehemals aus der alten Stadt zur neuen herauskam“ (Hyp. I 153, 7 f.).

Eine ausführlichere Gegenüberstellung möge noch zeigen, wie der Dichter, indem er rafft und kürzt, eindringliche Wirkung erzielt. Chandler (I 359 f.) berichtet:

... plötzlich wurden wir durch den Anblick eines Tempels in Ruinen überrascht, der nicht weit von uns, in einem sehr versteckten Winkel, jenseits des Paktolos, und zwischen der Anhöhe der Akropolis (von Sardes) und dem Berge Tmolus lag. Es stehen noch fünf Säulen, Eine ohne Kapital, und Eine, deren Kapital eine schiefe Richtung nach Süden bekommen hat. Die Architrave bestand aus zwey Steinen. Ein Stück davon ruht noch auf der Einen Säule, allein nach Süden gekehrt; das andre Stück aber ist nebst der Säule, die es stützen half, seit dem Jahre 1699 umgefallen. Ein Kapital war zu der Zeit, wie geglaubt ward, durch ein Erdbeben verrückt, und über dem Eingange des Schiffes (*Naos*) war ein ungeheurer Stein, von dem sich kaum denken ließ, durch welche Kunst, oder Gewalt er heraufgebracht worden. Das schöne und prächtige Portal ... ist seitdem zerstört, und dieser ungeheure und schwere Marmor liegt in den Ruinenhaufen. ... Dieß war vermuthlich der der Göttin des Orts, der Cybele oder Cybele, geweihte Tempel, der damals Schaden litt, als die Milesier Sardes in Asche legten.

Daraus gewinnt Hölderlin diese Zeilen (Hyp. I 32, 12–20):

Aus der Ebne von Sardes kam ich durch die Felsenwände des Tmolus herauf.

Ich hatt' am Fuße des Bergs übernachtet in einer freundlichen Hütte, unter Myrthen, unter den Düften des Ladanstrauchs, wo in der goldnen Fluth des Pactolos die Schwäne mir zur Seite spielten, wo ein alter Tempel der Cybele aus den Ulmen hervor, wie ein schüchterner Geist, in's helle Mondlicht blickte. Fünf liebliche Säulen trauerten über dem Schutt, und ein königlich Portal lag niedergestürzt zu ihren Füßen.

Auch für die hier erwähnten „Düfte des Ladanstrauchs“ gibt Chandler (I 346) den Kommentar: „Wir bestiegen den Berg, welcher der Messogis war, und wendeten uns nordwestlich, durch einen bebauten Strich, auf einem guten Wege, zu einer Reihe von Hügeln, die mit blühenden Sträuchern, und vornehmlich Ladan, bewachsen waren. Die von ihnen durchbalsamte Luft wehte uns die Wohlgerüche des Tmolus entgegen.“ Das Wort „Ladan“ wird in einer Fußnote so erklärt: „*Labdanum*, *Ladanum*, Ladan, ein Strauch, der ein wohlriechendes Gummi gibt, das auch in unsern Apotheken gefunden wird.“ Chandler erwähnt das als Weihrauch verwendete „*Labdanum*“ oder „*Ladangummi*“ noch zweimal (I 7 und 176).

Wenn Hyperion (II 22, 17 f.), vor einer Hütte sitzend, „dem Geläute der fernher kommenden Karawane“ lauscht, so ist auch dieses, an sich unbedeutende, Stimmungsmotiv im Chandler (I 153) zu belegen: „Ein Zug Kameele kam zu gleicher Zeit in Bewegung, das vorderste mit einer Glocke am Halse, und ein Geläut machend.“

Sogar daß der Boden auf Salamis „grüner geworden“ ist (Hyp. I 84, 12) – ein Motiv, das in den ‘Archipelagus’ hinüberwirkt: „Salamis grünt“ (v. 13) –, läßt sich aus Chandlers Berichten erklären. An zwei Stellen (II 251 und 276 f.) erwähnt er das „frische Grün“ benachbarter Gegenden, nämlich der Thriasischen Küste und der Paläowuni in der Landschaft Megaris; von der Insel Salamis selbst aber sagt er (II 288): „Der ebne Boden . . . war damals mit grünem Getreide bedeckt.“

Es seien nun noch einige Motive erläutert, die nur in den Vorstufen, nicht aber in der endgültigen Fassung des Romans vorkommen.

Robert Wirth hat, wie man weiß¹, einen Druckfehler des Thalia-Fragments (Frg. 217, 6: „Jubat“) berichtigt: „Freudig säuselte mir der Inbat in den Loken.“ Was es mit diesem „freudig säuselnden“ Seewind der kleinasiatischen Küste auf sich hat, erfahren wir von Chandler, der ihn immer wieder erwähnt (I 78, 79, 80, 94, 108, 120, 123, 125, 238, 239, 387, 392; II 2, 4), ihn „erfrischend“ nennt und „anmuthig“. Zwei Zitate sollen ihn deutlicher beschreiben: „Sobald wir den Einlauf desselben (des Meerbusens von Smyrna) erreicht hatten, begann der Wind, Inbat genannt, uns auf das lieblichste fortzutreiben. Es ist ein Westwind, der in den heißen Monaten regelmäßig bey Tage weht, und gegen Nacht meistens von einem Landwind abgelöst wird“ (I 78); „Wir bemerkten hier (bei Myus), wie zu Smyrna, den Inbat, ein Lüftchen, das leicht über die glatte Meeresfläche hinfährt, dann sich sacht erhebt, mit dem Tage stärker wird, die Wellen in Bewegung setzt und sie in regelmäßiger Folge dem Ufer zutreibt“ (I 238).

Von der „Grotte Homers“ bei Smyrna ist in der endgültigen Fassung nur beiläufig die Rede (Hyp. I 32, 2). Im Thalia-Fragment ist sie der Schauplatz der Feier zu Ehren des Mäoniden. Dieser Schauplatz ist nun gegenüber der Chandlerschen Beschreibung – man möchte sagen: aus-

¹ Robert Wirth: 'Ein dunkles Wort bei Hölderlin', Zeitschrift für den deutschen Unterricht 9 (1895), S. 375–377. – Den wenige Zeilen tiefer vorkommenden Druckfehler hat er freilich stehen lassen: „Es ist schön, daß der Knabe nichts ahndet, wenn der Tod ihm schon ans Herz gedrungen ist.“ Es muß natürlich „der Kranke“ heißen und nicht „der Knabe“.

nahmsweise – stark idealisiert. Vielleicht hat dieser Umstand den Dichter mitbestimmt, die Szene in der endgültigen Fassung zu tilgen. Wir lesen im Thalia-Fragment unter anderm:

So kamen wir an die Grotte Homers.

Stille traurende Akkorde empfingen uns vom Felsen herab, unter den wir traten; die Saitenspiele ergossen sich über mein Innres, wie über die todte Erde ein warmer Regen im Frühlinge. Innen, im magischen Dämmerlichte der Grotte, das durch die verschiedenen Öffnungen des Felsen, durch Blätter und Zweige hereinbricht, stand eine Marmorbüste des göttlichen Sängers, und lächelte gegen die frommen Enkel (Frg. 208, 15 – 209, 3) . . .

Die Grotte war erleuchtet. Wolken von Weihrauch stiegen aus dem Innern des Felsen, und mit majestätischem Jubel brach die Musik nach kurzen Dissonanzen hervor (Frg. 213, 1–3).

Chandler findet keinen so geräumigen Weiheort und auch keinen bequemen Zugang (I 103):

Die Smyrnäer . . . zeigten bey den Quellen des Meles eine Höle, worin er (Homer), nach ihrem Vorgeben, Verse gemacht hatte. Ich sah mich über der Waßerleitung nach dieser um, und entdeckte zur Linken eine Höle, die ungefähr vier Fuß weit ist, zum Dach einen ungeheuren, ritzigen und schiefliegenden Felsen hat, und Sand an den Seiten und unten. Der Eingang, in welchen ich hineinkroch, ist niedrig und eng, aber sie hat noch Einen Zugang, der breiter und höher, ungefähr drey Fuß von der Erde, aber mit Brombeersträuchen fast verwachsen ist. Man kann auch oben, wo die Erde gesunken ist, hereinkommen.

In dem Fragment 'Hyperions Jugend' wird ein Volksfest geschildert, woran der mißgelaunte Erzähler nicht teilnehmen mag (StA. 3, 234, 5–15):

Ich sah, wie all's hinausströmte auf's freundliche Meer von Tina, und sein Gestade. Ich gieng auch hinaus.

Alles verjüngte und begeisterte der süße zauberische Frühling. Fast jedes Gesicht war herzlicher, lebendiger; überall wurde gutmüthiger gescherzt, und die sonst mit fremdem Gruße vorübergegangen waren, boten sich izzt die Hände.

Das fröhliche Volk bestieg die Boote, steuerte hinaus in's Meer und jauchzte von ferne der holden Insel zu, kehrte dann zurück in die Platanenwälder, zu seinen zephyrlichen Tänzen, lagerte sich unter Zelten zum lieblichen Mahle, und pries und freute sich hoch, daß keiner sich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.

Von diesen Sätzen findet sich in der Tübinger Fassung noch ein gleichlautendes Bruchstück (StA. 3, 201, 22 f.):

sich unter Zelten zum lieblichen Mahle und pries und freute sich hoch, daß keiner sich verirrt hätte in den Labyrinthen des Ronnecatanzes.

Ganz offenbar hat Hölderlin sich anregen lassen durch die bei Chandler mehrfach wiederkehrende (I 60–62, 144 f., 191, 201, 213) Schilderung

oder Erwähnung der Panegyris, eines altüberlieferten Volksfestes. Da lesen wir z. B. (I 60):

Wir waren noch nicht lange am Ufer gewesen, als eine Menge von Booten voller Menschen, die über den Hellespont gegen uns zu steuerten, unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Leute darin stiegen aus, wie sie ankamen, und zogen in einem langen Zuge, Männer und Knaben, Weiber und Kinder, und abgelebte Alte, einen Landrücken bey uns herauf. Man sagte uns, daß dieß ein großer Festtag unter den Griechen sey, von welchen keiner leicht bey der Panegyris, oder allgemeinen Versammlung, fehlet. Das Fest der Venus und des Adonis kann damals, als Leander von Abydos zuerst seine Hero sah, und in sie verliebt ward, keine vollkommnere Leere in Städten und Dörfern verursacht haben;

und weiter (I 62):

Das Volk saß, bey einem Vorrath von Melonen und Trauben, unter halben Zelten, die Lämmer und Schafe, die noch geschlachtet werden sollten, den Wein in Flaschen und Schläuchen, und andre Lebensmittel nicht zu vergeßen.

Aber was ist gemeint mit „den Labyrinthen des Ronnecatanzes“? Chandler beschreibt einmal verschiedene griechische Tänze (II 189 f.):

Einige von ihren Tänzen sind ohne Zweifel aus dem entfernten Alterthum. Einen hat man für den Kranich gehalten, den Theseus nach seiner Befreyung aus dem Kretischen Labyrinth erfunden haben soll. Die Bauern tanzen ihn jährlich am Schluß der Weinlese in der Straße des Französischen Klosters (zu Athen). Sie geben sich die Hände und gehen, in einer sehr krausen und verwickelten Figur, vor ihren Maulthier und Eseln, die mit Trauben in Körben beladen sind, und der Anführer läßt ein Schnupftuch flattern, von dem man glaubt, daß es auf den Kneuel der Ariadne Beziehung habe.

Das stimmt mit der ausdrücklichen Nennung des Labyrinthes zu den beiden Hyperion-Stellen wie übrigens auch zu dem „labyrinthischen Tanze“ in den beiden Oden 'Der Main' und 'Der Nekar' (v. 24 und 32) – freilich daß Maultiere und Esel bei dem Tanz mitwirken, scheint Hölderlins Darstellung in keiner Weise anzudeuten; auch die Namen passen nicht zueinander. Im Englischen steht *crane* für „Kranich“. Den Namen „Ronneca“ suchen wir im Chandler vergebens.

Eine andre, bisher in der Hölderlin-Forschung wenig erwähnte Reisebeschreibung aber löst diese *crux interpretum* auf! Sie trägt den Titel 'Voyage pittoresque de la Grèce', und ihr Verfasser ist der Graf Choiseul-Gouffier. Das Titelblatt des ersten Bandes ist auf 1782 datiert, das des zweiten auf 1809. Es sind gewichtige Folianten, mit großartigen Lettern gedruckt und über und über geschmückt mit einer Fülle von Kupferstichen und Karten – ein wahres Prachtwerk! Zinkernagel war schon darauf aufmerksam geworden, wie einige dem ungedruckt ge-

bliebenen Manuskript seiner Hyperion-Erläuterungen später beigefügte Notizen beweisen. In der Öffentlichkeit hat es Ernst Müller zuerst genannt als Quelle, woraus Hölderlin für seinen 'Hyperion' geschöpft habe, und zwar in dem 1944 erschienenen Buch 'Hölderlin. Studien zur Geschichte seines Geistes' auf den Seiten 268–272 und 601 – freilich mit der auch in seiner Einleitung zum 'Hyperion' (Hyperion, Empedokles, Briefe, Stuttgart o. J. (1952)) S. 9 beibehaltenen Namensentstellung „Gouffrier“ (statt: Gouffier).

In Choiseuls erstem Band nun findet sich auf S. 68 die Beschreibung des rechts daneben eingeklebten Kupfers (Nr. 33): 'Danse grecque à Paros'. Man sieht fünf Männer und fünf Frauen in bunter Reihe tanzend mit eingehakten Armen einen offenen Kreis bilden; die Frau am vorderen Ende der Reihe reicht, den Rücken zum Beschauer, einem Mann, dem Elften in der Tanzgesellschaft, der in der Öffnung des Kreises allein tanzt und sich als einziger nach außen wendet, einen Schleier (oder ein Tuch); links auf einer steinigten Erhöhung zwei Männer, die Laute und Flöte spielen, vor ihnen und im Hintergrund Zuschauer; rechts im Hintergrund Schiffsmasten mit aufgezogenen Segeln. – Choiseuls Beschreibung lautet so:

Les Grècs ont plusieurs sortes de danses; la plus commune est la *Roméca*; elle a une conformité surprenante avec la danse de leurs ancêtres, et l'on suit avec plaisir M. Guys, lorsqu'il croit retrouver l'image du labyrinthe de Crète, dans des différens contours que décrivent les danseurs. Le goût de la danse a toujours été le même chez les Grècs; le malheur et la servitude n'ont pu leur faire perdre l'amour naturel qu'ils ont pour le plaisir: un moment de fête leur fait oublier leur misère. Un peuple aussi léger et plus aimable, ne se croit-il pas quelquefois vengé d'un impôt par une chanson?

Doch das ist nur eine halbe Auflösung des Rätsels! Zwar wird auch hier das kretische Labyrinth erwähnt; aber der Name stimmt nicht. Hölderlin schreibt an beiden Stellen deutlich „Ronneca“. (Choiseuls *Roméca* stellt, da der alte Diphthong *ai* im Neugriechischen zu *ä* oder *e* geworden ist, die lautgerechte Umschrift des griechischen Namens *Romaica* dar¹).

Hatten wir nun wahrscheinlich gemacht, daß Hölderlin den Chandler nicht im Original, sondern in deutscher Übersetzung gelesen hat, so erweist die hier herausgehobene Stelle dasselbe für den Choiseul. Weder Zinkernagel noch Ernst Müller haben die in ihrem äußeren Gewand (d. h. in einem niedlichen Klein-Oktav und mit insgesamt nur vier

¹ Vgl. Franz Zinkernagel: Die Entwicklungsgeschichte von Hölderlins Hyperion. Quellen und Forschungen 99, Straßburg 1907, S. 226 Anm.

Kupfern und einer Karte) viel bescheidener auftretende Übersetzung von Reichard beachtet: 'Reise des Grafen von Choiseul-Gouffier durch Griechenland. Aus dem Französischen übersezt. Mit Kupfern und Karten. Erster Band, erster Heft. Gotha, bey Karl Wilhelm Ettinger. 1780.' So lautet der Titel des ersten Halbbändchens (198 Seiten); der des zweiten entsprechend: '... Mit Kupfern. Erster Band, zweyter Heft. ... 1782.' Die Unstimmigkeit der Jahreszahlen läßt sich aus einer Bemerkung Reichards im Vorwort seiner Übersetzung schnell aufklären: „Da das Original selbst nur in dünnen Heften erscheint und erst fünf von diesen im Druck sind, so kann ich die Zeit der Vollendung nicht bestimmen, sondern nur versichern, daß meine Übersetzung dem Originale so schnell als möglich folgen soll.“ Reichard veröffentlicht also im Jahr 1780 (mit dieser Jahreszahl auf seinem Titelblatt), als Choiseuls erster Band noch nicht abgeschlossen war, die Übersetzung der bis dahin vorliegenden Lieferungen als das erste Heft (oder, in seinem Sprachgebrauch: als den ersten Heft) des ersten Bandes und bringt die zweite Hälfte im Jahr 1782 heraus, nachdem der erste Band des Originals fertig vorlag, mit dem zuletzt gelieferten und auf 1782 datierten Titelblatt. Reichards „zweyter Heft“, 116 Seiten umfassend, gibt Choiseuls Text übrigens nur bis S. 166 wieder; die noch folgenden Seiten (bis 204) und den ganzen zweiten Band scheint er nicht mehr übersetzt zu haben.

Auf S. 143 des ersten Heftes steht Reichards Übersetzung der zitierten Beschreibung des Tanzes, und zwar mit dem Druckfehler „Ronneca“ statt „Romeca“!

Der Passus lautet bei Reichard so:

Die Griechen haben verschiedene Arten von Tänzen. Der gemeinste ist der Ronneca. Er hat eine überraschende Gleichheit mit dem Tanz ihrer Vorfahren, und man tritt mit Vergnügen dem Herrn Guys bey, wenn er das Bild des cretischen Labyrinths in den manichfaltigen Krümmen und Wendungen der Tänzer erkennen will. Der Geschmack am Tanzen ist bey den Griechen immer derselbe geblieben. Unglück und Knechtschaft vermochten nichts über ihren natürlichen Hang zum Vergnügen, und ein Augenblick Fest macht ihnen all ihr Elend vergessen. So wähnt ein eben so leichtsinniges, aber liebenswürdigers Volk, sich öfters für eine neue Auflage hinlänglich durch ein Liedchen gerächt.

Der von Hölderlin übernommene Druckfehler „Ronneca“ beweist unwiderleglich, daß er auch den Choiseul in deutscher Übersetzung gelesen hat. Es ist auch gar nicht sicher, ob er das französische Original und seine Kupferstiche einmal betrachtet hat. Wahrscheinlich hat er also die bildliche Darstellung der Romaica – Roméca – Ronneca auch nicht gekannt (unter Reichards vier Kupfern befindet sie sich nicht).

Auch an andern Stellen des 'Hyperion' wird deutlich, daß der Dichter aus Reichards abgeleiteter Quelle schöpft. Reichard ist kein getreuer Übersetzer. Er erlaubt sich eigene Änderungen und Erweiterungen des französischen Textes. Das soll jetzt an einigen Beispielen gezeigt werden.

Über die Niederschlagung des von den Russen unterstützten griechischen Aufstands gegen die Türken im Jahre 1770, also die kriegerischen Ereignisse, an denen Hölderlin die beiden Freunde Hyperion und Alabanda teilnehmen läßt, berichtet Choiseul unter anderm (Bd. 1 S. 3):

Tout inspiroit l'effroi dans ce Pays malheureux, lorsque j'y abordai; tout y gémissoit des suites funestes d'une guerre cruelle. La Ville grecque située sous le canon du Château, Ville autrefois assez bien bâtie n'étoit plus qu'un monceau de ruines, et ses environs étoient, ainsi que toute la Morée, dévastés par des Hordes d'Albanois que le grand Seigneur y avoit appellés pendant la guerre dernière pour repousser les Russes et soumettre les Grecs révoltés. Depuis la paix ils refusoient de rentrer dans leurs montagnes et prétendoient se faire payer une année des impositions de la Morée, que le Ministère Turc leur avoit promise, pour les inviter à saccager la plus belle Province de l'Empire. Jetons un coup d'œil rapide sur cette expédition des Russes, dont les détails intéressans, feront partie d'un grand ouvrage que compose pour la postérité, un Ecrivain digne d'écrire dans les beaux jours de la Grece.

La flotte Russe se montra sur les côtes voisines de Coron, le 28 Février 1770, et l'effroi se répandit bientôt dans la garnison.

Dafür steht bei Reichard (Heft 1 S. 4 f. – die Abweichungen und Erweiterungen sind hier durch *schrägen* Druck hervorgehoben):

Alles erweckte Grausen in diesem unglücklichen Lande, als ich ankam; alles seufzte noch unter den traurigen Folgen eines grausamen Kriegs; die griechische, unter den Kanonen des Schlosses liegende Stadt (Coron), die sonst zu den ziemlich gut gebauten gehörte, war nichts weiter als ein Haufen Schutt, und ihre Gegenden, so wie ganz *Griechenland*, der Raub albanischer Horden, die der Großherr in dem leztern Kriege dahin schickte, um die Russen zu vertreiben und die rebellischen Griechen zu unterjochen, die aber nach dem Frieden sich weigerten, in ihre Gebirge zurückzukehren, und dem Sultan den Beystand von Verheerung theuer bezahlen ließen, den er von ihnen empfangen hatte. *Die ausgearteten und durch die lange Knechtschaft entnernte Griechen, wagten es nicht einmal, sich gegen diese Handvoll Räuber zu verteidigen, und liessen sich metzeln wie eine Schlachttheerde.* Doch die Erzählung der Belagerung von Coron und der moreischen Expedition wird *ihre Feigheit* noch besser auseinander setzen.

Die rußische Flotte erschien den 28. Febr. 1770 auf dieser Höhe, und Schrecken verbreitete sich bald durch die Besatzung.

Es liegt auf der Hand: der Übersetzer ist bemüht, die unrühmliche Haltung der Griechen in einem noch schlimmeren Lichte erscheinen zu lassen. Diese erste Probe hat es schon erwiesen, und im folgenden wird es noch deutlicher werden, wie Reichard überall Choiseuls Sympathie für die Griechen verfälscht und verkehrt.

Choiseul (Bd. 1 S. 4):

On ne peut attribuer le peu de vigueur et de succès de cette attaque, qu'au trop petit nombre de troupes réglées qui suivoient le Comte Orlow, et sur-tout au mécontentement réciproque des Russes et des Grecs qui s'étoient mutuellement exagéré leurs moyens. Les Maniotes, à l'arrivée de la foible escadre des Russes, trompés dans leur attente et n'ayant pas reçu tous les secours d'armes et de munitions qui leur étoient nécessaires, ne prirent les armes qu'en petit nombre, et la plupart ne comptant bientôt plus sur le succès de l'expédition, découragés d'ailleurs par la crainte de ne point combattre pour leur liberté, ne pensèrent qu'à piller et à rapporter leur butin dans les montagnes.

Le Comte Orlow continua cependant le siège avec quelques centaines d'Esclavons, de Maniotes, et de Grecs; il reçut le renfort d'un vaisseau de 74, d'un bâtiment anglois et d'une galiote à bombes, à la vérité bien inutile, puisqu'elle étoit sans mortiers.

Reichard (Heft 1 S. 6):

Man kann die Fehlschlagung dieses Angriffs *allein den Griechen und ihren Excessen* von allerley Art zuschreiben, *die den Grafen Orlow* (den russischen Feldherrn) *endlich nöthigten, sie zu verabschieden, und als Räuber wegzujagen, die nicht für die gemeine Freyheit zu streiten, sondern ihre Mitbrüder zu plündern gekommen waren.* Er setzte die Belagerung *blos mit seinen Russen* (!) und der Verstärkung eines Schiffes von 74 Kanonen, eines englischen Fahrzeugs und einer Bombardiergalliotte fort, die aber eigentlich zu nichts half, weil sie keinen Mörser hatte.

Choiseul (Bd. 1 S. 4):

Le Comte Orlow, se décida enfin à lever le siège de Coron, le 26 Avril 1770.

Reichard (Heft 1 S. 7):

Der Graf Orlow *wußte aus der Erfahrung, wie wenig auf die Griechen zu rechnen war, von denen er doch den ganzen Ausschlag seiner Unternehmung erwartet hatte;* er beschloß also zuletzt die Belagerung von Coron aufzuheben, und that es den 16. <1> April 1770.

Der Übersetzer hat nicht gemerkt, daß der von ihm gegen das Original hinzugefügte Satz im Widerspruch zum unmittelbar vorangehenden Abschnitt steht, wo er den Grafen Orlow die Belagerung „blos mit seinen Russen“ fortsetzen läßt, während Choiseul schreibt: „avec quelques centaines d'Esclavons, de Maniotes, et de Grecs“!

In der Darstellung vollends der Ereignisse vom Fall Navarins bis zu den Greueln in Misistra und dem schmachvollen Ende bei Tripolissa entfernt sich der gar nicht philhellenische Übersetzer gänzlich von seiner Vorlage, und der Leser kann durch den Vergleich deutlich erkennen, wie Hölderlin, im besten Glauben, der Reichardschen Entstellung folgt.

Choiseul (Bd. 1 S. 5 f. – die von Reichard überschlagenen Sätze sind hier eingeklammert):

La ville de *Navarrins* s'étoit rendue après six jours de siège, à un corps de Maniotes sous les ordres de quelques Russes. [Ceux-ci, en débarquant dans le golfe de Coron, avoient formé deux Corps de tous les Grecs révoltés, sous les noms imposans de Légions Orientale et Occidentale de Sparte. Pendant que cette dernière parcourait la Côte occidentale et quelques lieux de l'intérieur du pays, en s'avancant vers *Arcadie* et *Patras*, l'autre] avoit marché au travers des monts *Taygetes* vers *Misistra*. Cette Ville venoit de se rendre, [et la garnison réfugiée dans le Château, étoit déjà convenue d'en sortir avec la liberté de se retirer dans l'intérieur du pays, lorsqu'une troupe de Montagnards escalada le Château, par le côté opposé à la Ville, et poursuivit les Turcs qui se réfugièrent sous la protection des Primats de la Ville et des Chefs de la Légion Orientale; ils furent reçus dans le Palais épiscopal, lieu fermé de murailles, où ils demandèrent à rester, plutôt que de s'exposer à traverser la campagne.

Le Comte Alexis Orlow qui devoit commander toutes les forces Russes, étoit enfin arrivé sur la côte; il avoit fixé sa résidence à *Navarrins*, en avoit changé la principale Mosquée en Eglise, et faisoit de nouvelles dispositions pour la conquête de tout le Peloponèse. Apprenant que la Légion Orientale s'étoit emparée de *Misistra*,] il lui envoya ordre de marcher vers *Tripolizza*, pour emporter cette Ville. Elle avoit déjà investi le Château, lorsqu'une troupe nombreuse de cavaliers Albanois, vint tout-à-coup fondre sur les Assiégeans, qui cédant au premier effroi et à la terreur qui devance toujours ces guerriers, s'enfuirent dans leurs montagnes, et abandonnèrent les Russes qui les conduisoient. Aucun de ces braves gens ne voulut se rendre, et ils ne succombèrent qu'après des prodiges de valeur incroyables; il n'en échappa pas un seul. Les Albanois, irrités de ne pouvoir atteindre les fuyards, auxquels une défense si opiniâtre avoit donné le tems de se sauver, entrèrent dans la Ville, et sous prétexte que les habitans avoient formé secrètement le projet de se rendre, ils en tuèrent trois mille en moins de deux heures, et la Ville fut pillée, livrée aux flammes par ceux qui étoient venus la défendre.

Reichard (Heft 1 S. 8 f.):

Die Stadt Navarin hatte sich nach einer sechstägigen Belagerung an ein Corps Magnotten ergeben, die von *vierzig* russischen Officieren kommandirt wurden, und ohne Zeitverlust auf Misistra marschirten, das nicht fern von dem alten Sparta liegt. Sie eroberten es durch Capitulation; *aber diese Räuber, denen der Verlust einer so reichen Plünderung, des einzigen Zweckes ihrer Heldenzüge, nahe gieng, verbreiteten sich durch die Stadt aller angewandten Mühe der Russen ohngeachtet, tödteten ihre Einwohner, ihre Mitbürger, ihre Freunde, ihre Verwandte zu tausenden, und erneuerten jene Auftritte des Abscheus und Entsetzens, wovon die Jahrbücher der Welt, leider! nur zu voll sind. Schandthaten, wie man sie kaum von den feindseligsten und erbittertsten Nationen vermuthen sollte, übten Menschen gegeneinander aus, die Ein Himmel geboren werden sah, und zwar was noch außerordentlicher ist, abergläubische Menschen, die doch Gleichheit der Religion durch ein Band zu vereinigen schien, das oft stärker ist, als selbst das Band der Natur.*

Dieser Schwarm von Barbaren, den täglich neue Haufen aus den Gebirgen vergrößerten, die ihre Laster und Beuten zu theilen eilten, war im Begriff, sich Meister von Tripolissa zu machen. Ihre Einwohner wurden nur noch durch einige wenige Türken zurückgehalten, die in einer elenden Burg verschanzt waren. Fünfhundert albanische Reuter erschienen, den Säbel in der Faust, und die 15000 Griechen ergriffen die Flucht in

ihre Berge, und liessen die *vierzig* Russen im Stich. Keiner von diesen braven Leuten wollte Quartier, und sie erlagen, nachdem sie Wunder der unglaublichsten Tapferkeit gethan hatten; auch nicht Einer kam davon. Ihr hartnäckiges Wehren verschaffte den Flüchtigen Zeit, sich zu retten. Die Albaner, voll Wuth sie nicht mehr einholen zu können, zogen in die Stadt, und hieben, unter dem Vorwande, daß die Einwohner insgeheim die Absicht gehabt hätten, sich zu ergeben, dreytausend derselben in weniger denn drey Stunden nieder; die Stadt wurde geplündert und angezündet, und dies von denen, die sie zu vertheidigen kamen.

Alles, was der furchtbar ernüchterte Hyperion über die Greuel in Misistra schreibt (Hyp. II 45,6–46,14), ist Reichards Zutat! Choiseul erzählt von einer einzigen Unregelmäßigkeit, die in Misistra vorgefallen sei: ein Trupp des Bergvolks habe nach abgeschlossener Kapitulation noch, entgegen dem zugesicherten freien Geleit, den auf das Schloß geflüchteten Türken zugesetzt, die dann im Bischofspalais eine Zuflucht gefunden hätten. – Um nun das Versagen der Griechen bei Tripolissa noch schändlicher erscheinen zu lassen, kehrt Reichard übertreibend die Zahlenverhältnisse um. Wo Choiseul ausdrücklich „une troupe nombreuse de cavaliers Albanois“ nennt und damit doch offenbar die Überzahl der Albaner über die Griechen andeuten will, setzt Reichard aus freier Erfindung so unglaublich verkehrte Zahlen (500 albanische Reiter gegen 15 000 Griechen!), daß sie auch Hölderlins Argwohn erregen; denn er spricht (Hyp. II 46, 16 f.) von „einem Albanischen Hauffen, der um die Hälfte geringer an Zahl war“. Des weiteren ist die Übernahme der zweimal genannten fixierten Zahl der „vierzig“ Russen aus Reichards Übersetzung, wo Choiseul nur „quelques Russes“ und „les Russes“ schreibt, ein unwiderleglicher Beweis, daß Hölderlin gänzlich auf Reichard baut (Hyp. II 46,18–47,2): „Die Russen, die mit uns den Feldzug wagten, vierzig (!) brave Männer, hielten allein aus, fanden auch alle den Tod.“

Auch unscheinbare Kleinigkeiten sind aus dem Choiseul zu belegen. Auf Seite 64 des ersten Bandes beschreibt er Münzen von Delos, die äußerst selten seien (Reichard 1, 135): „Auf den beyden, die ich sah¹, ist ein Kopf, vermuthlich Apollo's, und auf der andern Seite die beyden ersten Buchstaben des Namens der Insel und eine Leyer.“ Ernst Müller² hat diese Bemerkung mit Recht auf eine Stelle in 'Hyperions Jugend' bezogen, wo Notaras Mutter dem Hyperion eröffnet, der „fremde Mann“, der Lehrer und väterliche Freund seiner Knabenjahre (E. Müller

¹ Bei Choiseul: „Celle (!) que j'ai fait graver, présente d'un côté ...“

² In der auf S. 101 schon zitierten Einleitung zum 'Hyperion', S. 9.

gibt ihm, auf die endgültige Fassung vorgreifend, den Namen Adamas), sei Diotimas Vater. Hyperion empfängt dann von dem geliebten Mädchen zwei goldene Münzen. „Auf einer stand Minerva mit der Aegide, und warf die Lanze, und eine Palme sproßte zu ihren Füßen; die andre mit dem Apollonskopfe gab mir Diotima mit dem Zusaze, ich möchte dabei an Delos und den Cynthus denken“ (StA. 3, 238, 29–33). Wenn Ernst Müller indessen fortfährt, dort auf Delos habe der (in 'Hyperions Jugend' namenlose) Erzieher, den er Adamas nennt, „seinen Zögling in den Apollon- und Sonnenkultus, in den Licht- und Ätherkultus eingeweiht“, und „diese an sich runde und geschlossene Handlung“ habe Hölderlin nicht selbst erfunden, sondern „oft ganz wörtlich“ dem Choiseul entnommen, der „den Adamas auf Delos“ liebevoll geschildert habe, so stimmt das mit dem genauer untersuchten Befund nur schlecht zusammen. Hölderlin hat dem Choiseul nur Einzelheiten entlehnt, aber keine „runde und geschlossene Handlung“ – das verhältnismäßig am meisten Zusammenhängende ist der politische Hintergrund der kriegserlebten Erlebnisse Hyperions; aber davon stammt ja das meiste und wesentlichste eben nicht aus dem Choiseul, sondern aus Reichards Zutat. – Ein Adamas kommt zwar bei Choiseul vor, aber nicht auf Delos, sondern auf Paros, und auch dort nur in der Inschrift eines alten Basreliefs, das er und ein anderer gestiftet haben (Choiseul 1, 70; Reichard 1, 146).

Was in der endgültigen Fassung des Romans über Delos und den Cynthus steht, läßt auch noch eine deutliche Beziehung auf Choiseul erkennen. Hyperion schreibt von dem „goldnen Tag“ auf Delos (Hyp. I 22,17–23,1): „Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinaufstieg.“ Diese Einzelheit finden wir im Choiseul wieder (Reichard 1, 135): „Wenn man fortfährt weiter aufwärts zu steigen, so kommt man, durch einen in Granit gehauenen Weg, auf den Berg Cynthus; alte marmorne Stufen helfen vollends auf den Gipfel hinauf.“

Die begeisterte Schilderung der alten delischen Feste, die Hyperion dann anschließt (Hyp. I 23, 1–8), ist zweifellos inspiriert von dem prächtigen Bild, das Choiseul als umfangreiches Zitat aus dem noch ungedruckten Werk eines Ungenannten vorher eingeschoben hat (Choiseul 1, 49–58; Reichard 1, 106–123). Dieser Ungenannte ist nicht Guys, wie Reichard in einer Anmerkung auf S. 124 vermutet, sondern Barthelemy. Die Schilderung der Insel Delos und ihrer Feste, aus deren Manuskript Choiseul einen Auszug mitteilt, findet sich im 76. Kapitel

des großen Werkes 'Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, dans le milieu du quatrième siècle avant l'ère vulgaire', 4. Band, Paris 1788, S. 192-241¹.

Die Seeschlacht bei Tchesme, von Chandler (I 131) nur beiläufig erwähnt, wird von Choiseul (I, 94-96) ausführlich dargestellt. Hölderlin hält sich in der Schilderung des die Schlacht eröffnenden Manövers, des „Vorspiels“, ziemlich genau an das Vorbild. Reichard übersetzt hier getreu (I, 194):

Der Admiral Spiritow gieng aus der Linie, um allein die Capitana anzugreifen, die an der Spitze der türkischen Linie hielt. Das Gefecht war hitzig, und die Schiffe, als sie zusammen geriethen, verhackten sich im Tauwerk aneinander. Hierauf warfen die Russen eine Menge Feuerwerk ins feindliche Schiff, das aber seine Wirkung nur zu schnell that; denn weil sie sich nicht entfernen konnten, so sprangen beyde Schiffe zugleich in die Luft.

Hyperion schreibt (Hyp. II 59, 10-15):

Mein Admiral verließ mit seinem Schiffe, worauf ich war, die Reihe, und hub das Vorspiel an mit dem ersten Schiffe der Türken. Das grimmige Paar war gleich beim ersten Angriff bis zum Taumel erhitzt, es war ein rachetrunkenes schreckliches Getümmel. Die Schiffe hiengen bald mit ihrem Tauwerk aneinander vest; das wütende Gefecht ward immer enger und enger.

Und gegen Ende des Briefes (Hyp. II 60, 16-61, 4):

Von dem Diener, der mich aus der Schlacht trug, hört' ich nachher, die beiden Schiffe, die den Kampf begonnen, seien in die Luft geflogen, den Augenblick darauf, nachdem er mit dem Wundarzt mich in einem Boote weggebracht. Die Russen hatten Feuer in das Türkische Schiff geworfen, und weil ihr eignes an dem andern festhieng, brannt' es mit auf.

Liest man in den hier betrachteten beiden Reisebeschreibungen Namen wie Tmolus, Paktolus, Messogis, so erkennt man sogleich, daß manches darin nicht bloß für den 'Hyperion' bedeutsam ist. Eine eingehende Erörterung gehört nicht mehr zu unserm Thema. Man trifft aber auf Reminiszenzen, wo man sie nicht vermutet. So sagt Chandler

¹ Danach ist Ernst Müllers Angabe ('Hölderlin. Studien zur Geschichte seines Geistes', Stuttgart und Berlin o. J. (1944), S. 271) zu berichtigen, Choiseul habe „den Apollokultus auf Delos nach der Vorlage des Scholiasten zum Dionysius Perieget“ übersetzt. Barthelemy, der französisch schreibt und von Choiseul also nicht übersetzt zu werden braucht, versieht seine Schilderung mit sehr vielen gelehrten Anmerkungen. Deren erste, die lediglich den Satz belegen soll, daß der reizende Frühling noch reizendere Feste wiederbringe, beginnt: „Dionys. Perieg. v. 528, ap. Geogr. min. t. 4, p. 100“ (bei Choiseul: „Dionys. Perieg. orb. descript. v. 528“). So erklärt sich E. Müllers Irrtum.

zu Beginn seines zweiten Bandes (Griechenland) in der Schilderung der Fahrt über das Ägäische Meer: „Our captain knew every island“ – Hölderlin aber hat, wie wir wahrscheinlich gemacht haben, auf deutsch so gelesen (II 3): „Unser Schiffer kante jede Insel“, und es liegt nahe, an 'Patmos' (v. 50) zu denken: „Doch kennt die Inseln der Schiffer.“

In der 'Wanderung' v. 89 kommen die „Hallen der Thetis“ vor wie auch schon, ohne Vorbild in Ovids Latein, in der 1795 entstandenen Phaethon-Übersetzung v. 54 f. – vgl. StA. 2, 720, 11-13. Choiseul nun spricht in seiner Schilderung der Höhlen auf Antiparos auch davon, daß ein neuer Schriftsteller sage, man wähne dort in den Höhlen der Thetis zu sein: „dans les grottes de Thétis“ (I, 74). Reichard (I, 154), der vorher das französische Wort „grotte“ stets durch „Höhle“ wiedergibt, übersetzt hier: „in den Hallen der Thetis“.

So könnte man fortfahren. Aber es sollte hier ja nur von den Realien des 'Hyperion' die Rede sein.

DIE FAMILIE DER DIOTIMA

VON
JÜRGEN ISBERG

Je dunkler ein Mensch, den ein seltenes Schicksal auszeichnet, in der Geschichte steht, um so reizvoller ist seine Gestalt für das Fragen der Nachgeborenen. Viele fragten nach Susette Gontard; wie ein Schlaglicht fällt unser Wissen um Hölderlin auch auf sie, aber sie tritt in unseren Gesichtskreis aus einem Dunkel, in das sich die Forschung noch keine Lichter gesetzt hat. Widersprüchlich sind die Zeugnisse, die von dieser Frau auf uns gekommen sind, weil Hölderlins idealisierende Entrückung seiner Diotima in scharfem Kontrast zu der lebendigen Realität ihrer eigenen Briefe steht. Als diese 1920 veröffentlicht wurden, erkannte man in ihnen Zeilen von einer eigenartigen Eindringlichkeit, die sie zu den ergreifendsten Liebesbriefen in deutscher Sprache zählen lassen.

Sie sind nicht als Kunstwerke gewollt, weil sie der Not eines liebenden Herzens entsprangen, das keine Wahl hatte, sich so oder anders zu geben. In diesen Zeilen spiegelt sich Susette deutlicher und schlichter als in der Diotima des Romans und der Gedichte, so daß wir gehalten sind, das Wesen dieser Frau zu erkennen, um von ihr auf Hölderlins sie verwandelndes Auge schließen zu können.

Hölderlins Briefe an Susette Gontard sind verschollen. Es besteht kein Zweifel, daß nach der pathetischen Feier der Hyperionzeit diese Briefe das Leid der Trennung noch schonungsloser deutlich gemacht hätten als die gleichzeitigen Gedichte, sind doch die erhaltenen Konzepte unter den Briefen der Homburger Zeit die einzigen, in denen der Schmerz jener Monate sich in seiner zerstörerischen Größe entfaltet. Alle anderen sind Beweise des anderthalbjährigen Homburger Ringens um ein „Bleiben im Leben“, bis endlich mit dem 'Empedokles' auch das Rätsel des eigenen Auftrags sich löst für den Dichter.

Susette aber tritt in das Dunkel zurück, aus dem sie gekommen war. Besäßen wir ihre Briefe nicht, so bestünde kein Grund, in ihr mehr zu suchen als das Gefäß, in dem Hölderlin seines „Lebens Wein“ bewahrte. Nun aber, und weil wir Hölderlins Frage und Antwort mitschwingen hö-

ren in den Zeilen der Diotima, möchten wir zu erfahren suchen, wer Susette Gontard war.

*

Was bis heute über sie bekannt ist, geht im allgemeinen nicht über das hinaus, was Carl Jügel in seinem 'Puppenhaus'¹ auf Grund der Überlieferungen in der Familie Gontard schon 1856 zusammengestellt hat. Diese Quelle ist immer als unzuverlässig empfunden worden, zumal Jügel in seiner Einleitung gesteht, daß es ihm um eine interessante Mischung von Dichtung und Wahrheit zu tun ist². Die Veröffentlichung der Diotimabriefe klärte dann zwar unser Wissen um ihr Verhältnis zu Hölderlin, das man bis dahin als „hohe Achtung und freundliche Teilnahme“³ mißkennen wollte, aber um ihre Herkunft kümmerte man sich wenig, obgleich bekannt war, daß der Name ihres Vaters unter den Schriftstellern der Gottschedischen Bühnenreform einen guten Klang hatte. Daß aber Susette seine Tochter war, wurde lange bezweifelt⁴, bis Redlich⁵ 1893 in den Hamburger Quellen nach Hinrich Borckenstein suchte und zwei Stammbäume fand, die Ferdinand Heitmüller 1896 anlässlich einer Neuausgabe von Borckensteins Komödie veröffentlichte⁶.

Das Geschlecht der Borckenstein⁷, aus dem Susette stammt, hat seine Heimat in Böhmen, wo der erste nachweisbare Ahnherr am 27. 8. 1589 in Aberthane Catharina Hauser heiratet, deren Sohn nach seinem Vater David genannt wird und als Obersteiger in Hengst der Seyfen (Böhmen)

¹ Das Puppenhaus ein Erbstück in der Gontard'schen Familie, zusammengestellt von Carl Jügel, Frankfurt a. M. 1857; ich zitiere nach der neuen Ausgabe von Dr. Wilhelm Pfeiffer-Belli, Frankfurter Lebensbilder Bd. 3, Frankfurt a. M. 1921.

² Jügel, S. 7.

³ Wolfgang Schmidt-Scharff, Ein Beitrag zur Diotima-Forschung. Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, 4. Folge, 5. Band, 2. Heft (Sonderabdruck), Frankfurt a. M., o. J. S. 110.

⁴ Vgl. Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, 1. Bd., Hamburg 1851, sowie Carl C. T. Litzmann, Friedrich Hölderlins Leben, Berlin 1890, S. 289 f., und Ferdinand Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds und ihre Beziehungen zu ihm, Diss. Jena 1890, S. 67.

⁵ C. C. Redlich, Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur, herausgegeben von Edward Schröder und Gustav Roethe, Bd. 37, Anzeiger XIX, 1. Januar 1893, S. 165-169.

⁶ Der Bookesbeutel, Lustspiel von Hinrich Borckenstein (1742). Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, hrsg. von August Sauer, Nr. 56/57, Neue Folge Nr. 6/7, Leipzig 1896, besorgt von Ferdinand Heitmüller.

⁷ Die Schreibungen Borckenstein und Borkenstein wechseln; seit dem Bookesbeutelichter Hinrich Borckenstein bleibt jedoch das ck im Namen dieses Zweiges der Familie fest.

beurkundet ist¹. Noch in Aberthane vermählt sich der jüngere David am 12. 7. 1615 mit Elisabeth Voigtländer, die ihm, fünf Monate vor seinem frühen Tode, am 20. 1. 1633 einen Sohn gebiert, der wiederum David heißt. Dieser nun wandert in den Oberharz hinüber, wo er im Bergbau rasch Karriere macht. 1666 wird er Berggeschworener, 1681 Oberbergmeister in Clausthal, wo er am 14. 9. 1656 Margarethe Drexler heimgeführt hatte²; dieser Ehe entstammen zwei Söhne, Johann Matthias³ und Julius⁴, der als Kaufmann nach Hamburg übersiedelt.

Da die Stammbäume der Familien Borckenstein und Bruguier⁵, die auch Redlich benutzt hat, über Johann Matthias und Anna Dorothea Borkenstein, die anlässlich der Heirat des Julius in Hamburgs Kirchenbüchern erscheinen, nichts aussagen, nahm man an, sie seien die Eltern des Julius gewesen⁶. Johann Matthias aber war mit Eva Magdalena Hauenschildt⁷ verheiratet und ist ein Ahnherr Wilhelm Raabes⁸. Er wird 1697 mit seiner Schwester Anna Dorothea zur Hochzeit von Bruder Julius mit Anna von Rönne nach Hamburg gekommen sein, nennen doch Anna und Julius ihr am 5. 7. 1700 geborenes Zwillingspärchen nach den Trauzeugen.

Als sechstes dieser mit elf Kindern gesegneten Ehe kam Hinrich Borckenstein am 21. Oktober 1705 in Hamburg zur Welt⁹. Er wird nach dem Tode seines Vaters (1714) und seiner Mutter (1719) mit seinen Geschwistern nicht im Überfluß gelebt haben, doch beweisen die Hamburger Hochzeitenbücher¹⁰, daß seine sechs Schwestern in Hamburg standesgemäß geheiratet haben. Zwei seiner Brüder sind als Schonenfahrer eingeschrieben und müssen also angesehene Bürger gewesen sein¹¹, ein an-

¹ Hinweise auf die bei Heitmüller noch nicht aufgeführten Ahnen und auf manches Hannover Betreffende verdanke ich Herrn H. Mahrenholtz vom Archivamt der Evangelischen Kirche Hannover.

² Geb. 11. 4. 1630, gest. 29. 12. 1672.

³ Geb. zu Clausthal am 28. 6. 1657, gest. zu Clausthal am 30. 11. 1716.

⁴ Sein Geburtsdatum war nicht zu ermitteln; da er aber am 27. 9. 1703 als Zeuge in Hamburg 39 Jahre alt war (vgl. Redlich, ZfDA 37, 1893, Anzeiger XIX, S. 168 f.), dürfte er 1664 geboren sein, jedoch nicht in Hamburg, wie Heitmüller meint (Bookesbeutel, DLD 56/57, S. VI), sondern in Clausthal. Er starb im September 1714.

⁵ Im Besitz des Hamburger Staatsarchivs.

⁶ Siehe Heitmüllers Stammtafel.

⁷ Geb. zu Braunschweig 19. 8. 1660, gest. zu Clausthal 7. 2. 1706.

⁸ Vgl. Ahnentafeln Berühmter Deutscher, I, 1929, 1. Lieferung 2, S. 90–93.

⁹ Die Angabe in Schmidt-Scharffs Ahnentafel, er sei am 21. 9. 1705 geboren, ist falsch.

¹⁰ Hochzeitenbücher der Wedde, Jahrgänge 1719, 1723, 1733, 1734 und 1739.

¹¹ Vgl. Jürgen Bolland, Die Gesellschaft der Flandernfahrer in Hamburg während des 15. Jahrhunderts, Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. XLI, S. 155 bis 188.

derer lebte als Zuckerbäcker in der Deichstraße. Hinrich dagegen wurde Buchhalter in Hamburg, ohne daß ihn dieser Beruf ausgefüllt hätte; denn im Jahre 1741 tritt er mit einer Komödie an die Öffentlichkeit, die mit einem Schlage in Hamburg berühmt und beliebt werden sollte.

*

Hamburg war im Anfang des 18. Jahrhunderts eine Hochburg des Opernprunkes gewesen, so daß das Schauspiel, seit 1728 durch die Neuberin hier hervorragend vertreten, immer Mühe hatte, sich gegen die Operntradition durchzusetzen. Konnte man es sich zuweilen in anderen deutschen Städten leisten, auf den Harlekin zu verzichten, in Hamburg forderte die Lust an groben Späßen auch nach seiner öffentlichen Verbannung sein Auftreten. Noch 1741, als die Neuberin schon Deutschland verlassen und Schönmanns Truppe im Juni die Saison mit dem 'Cid' im Opernhaus am Gänsemarkt eröffnet hatte, bedurfte es des Harlekins, um das Theater zu füllen, und so wurde denn auch Borckensteins 'Bookesbeutel' als von einem „sehenswürdigen Harlekinstanze begleitet“¹ angekündigt, ehe er am 16. August 1741 zum ersten Male mit solchem Erfolg über die Bühne ging, daß er noch sechzehnmal vor vollem Hause und in den folgenden Jahren in insgesamt 88 Auführungen gezeigt wurde.

Es ist ein gutes Zeichen für die Hamburger, daß sie die Verspottung ihrer eigenen Untugenden mit solchem Beifall aufgenommen haben; denn Borckenstein zeichnet den grobschlächtigen Geiz und die unkultivierte Sinnlichkeit seiner Hamburger Typen so schonungslos gegenüber der Leipziger Geschliffenheit, daß kaum ein Lichtblick auf die hiesigen Zustände fallen würde, wenn man nicht über sie hätte lachen können. Grobian, ein Hamburger Pfandleiher, hat Aussicht, seine völlig unerzogene Tochter Susanna einem Herrn Ehrenwert zu verloben, den Grobians Sohn Sittenreich in Leipzig, wo er bei seinem Onkel Gutherz erzogen wurde, zum Freunde gewonnen hatte. Ehrenwert hat sich jedoch kaum von Susannas mangelnder Bildung überzeugt, als er deren bescheidenere und sittenreichere Freundin Charlotte zur Frau nimmt, wodurch Grobian und seine Frau Agneta gänzlich verwirrt worden wären, hätte nicht ihr Sohn Sittenreich durch seine Verlobung mit Ehrenwerts Schwester Carolina wenigstens einen Teil des in Aussicht stehenden Vermögens an die Familie gebracht. Damit die Geschichte eine Moral habe, geht Su-

¹ Nach Johann Friedrich Schütze, Hamburgische Theatergeschichte, Hamburg 1794, S. 261.

sanna also leer aus und wird auf ihren Vetter Rothbart vertröstet, der mit ihr die schlechte Erziehung gemein hat.

Borckensteins Komödie ist die erste ihrer Art in Hamburg; aber bis auf den heutigen Tag hat sich von ihr her eine kräftige Tradition Hamburger Lokalstücke entwickelt. 'Der Bookesbeutel', 1742 gedruckt und schon 1746 und 1747 neuerdings aufgelegt¹, ist ein Hamburger Kulturgemälde, wie es farbenreicher kaum denkbar ist. Weit entfernt von den groben Platteiten der Posse malt Borckenstein in breithumorigem Schwarz-Weiß den Unterschied zwischen Leipziger Bildung und Hamburger Borniertheit, wobei er liebenswürdig genug Grobians Sohn Sittenreich als Produkt der Leipziger Schule den gebürtigen Leipzigern gleichstellt und gar die Jungfer Charlotte als ein in Hamburg erzogenes Mädchen liebenswert darstellt, um zeigen zu können, daß es in der Stadt der Pfeffersäcke nicht an brauchbaren Anlagen, wohl aber an einer vortheilhaften Erziehung fehle.

Es hätte des 'Vorberichts' zu der Komödie nicht bedurft², um erkennen zu lassen, daß der Hamburger Buchhalter sich mit seinem Stück in den Dienst der Gottschedischen Reformen stellen wollte. Vielleicht ist diese Komödie eine der besten Früchte jenes weitreichenden Bemühens um eine Entwicklung des deutschen Theaters, weil der Autor die übliche Didaktik so versöhnlich unter dem weiten Mantel seines polternden Humors zu verstecken wußte. Gewiß war Borckenstein kein großer Dramatiker, wenn er gleich bei Holberg in die Schule gegangen sein und dessen im nahen Altona wirkenden Übersetzer Detharding manchen Einblick in des dänischen Dichters Schaffen danken mag; er erweist sich mit dem 'Bookesbeutel' nicht als Schriftsteller von klarer Szenenführung und virtuoser Dialogkunst; aber er überzeugt noch den heutigen Leser durch die kräftige Profilierung seiner typisierten Gestalten und durch die Sicherheit seines Ausdrucks, der in der hochdeutsch verfaßten Komödie doch immer wieder auf niederdeutsche Wurzeln schließen läßt, wie denn ja auch ein so bedeutender Schauspieler wie Ekhof den Grobian plattdeutsch gegeben hat.

Der Erfolg des 'Bookesbeutel'³ war so groß, daß Borckenstein 1742

¹ Über die ersten Auflagen vgl. Heitmüller in seinem Vorwort S. XIX ff.

² Zur 2. Auflage, 1746, vgl. Heitmüllers Diss. S. 79.

³ Über den Sinn des Namens hat es viele Kontroversen gegeben. Es bleibt am wahrscheinlichsten, daß mit ihm ursprünglich der Buchbeutel gemeint war, in dem die Hamburgerinnen ihre Bibel oder ihr Gesangbuch zur Kirche trugen. In übertragenem Sinne verstand man dann „altes Herkommen“ darunter, schließlich „Schlendrian“. Näheres bei Heitmüller in seinem Vorwort zum 'Bookesbeutel' S. IX-XII.

das Nachspiel 'Rothbarts Verlöbniß' hinzufügte¹; eine Nachricht über dieses Anhängsel wie auch über Borckensteins folgenden, gegen die Sprachverderbnis geschriebenen Versuch 'Der Misch-Masch' ist uns nur durch die Theaterzettel erhalten, und es ist sicher, daß sie ohne Anklang blieben². War die Kritik über den 'Bookesbeutel' in Hamburg und an vielen niedersächsischen Orten allgemein zustimmend, so erhoben sich doch in Obersachsen und bald auch in Hannover und Göttingen ablehnende Stimmen, so daß 1748 die 'Goettinger Zeitung von gelehrten Sachen' schreiben konnte: „Es ist eine Verachtung gegen die deutsche Kenner, wenn man ihnen Speisen vorträgt, vor denen den anderen gesitteten Völkern schon fast seit hundert Jahren ekelte“³. Man sieht, mit welcher Hast sich in diesen Jahren in Deutschland der „gute Geschmack“ durchsetzt.

Hinrich Borckenstein treffen diese Angriffe nicht mehr; denn um das Jahr 1745 verläßt er Hamburg in Richtung Spanien, von wo er, zwanzig Jahre seines Lebens in undurchdringliches Dunkel hüllend, erst 1764 als vermögender Mann in seine Vaterstadt heimkehrt. Ende 1765 oder Anfang 1766 erhält er den Titel eines königlich-dänischen Kommerzienrates, ohne daß dadurch evident würde, er habe in dänischen Diensten in Spanien gelebt⁴.

In Hamburg baut oder mietet er ein Haus am weltberühmten Jungferensteig⁵, in das der Dreiundsechzigjährige am 16. Mai 1768

¹ Es besteht kein Grund, sich Heitmüllers Vermutung anzuschließen, daß Borckenstein wegen des Mißerfolges dieses Nachspieles nicht der Verfasser war, da ja auch sein 'Misch-Masch' keinen Anklang fand. Vgl. Heitmüllers Diss. S. 82 ff.

² Vgl. Heitmüllers Vorwort zum 'Bookesbeutel' S. XXVIII.

³ Nach Heitmüllers Diss. S. 81.

⁴ Nach freundlicher Mitteilung des dänischen Reichsarchivs Kopenhagen ist über eine Ernennung Borckensteins keine Urkunde erhalten. „Kommerceraad“ (dän.) ist ursprünglich eine Benennung für höhere Mitglieder eines „Kommercekollegium“, auch als Titel mit Rang in der 7. Rangklasse Nr. 7 oder (wirkl.) „Kommerceraader“ Rangklasse 6, Nr. 7.

Aus den Akten des Hamburger Staatsarchivs ergibt sich, daß Borckenstein den Titel kaufte, um in Hamburg steuerliche Vorteile zu genießen. Die entsprechenden Akten zeichnen das Bild eines alten Mannes, der sein Geld und seine Ruhe wohl zu verteidigen wußte.

⁵ Daß er sich Mitte der sechziger Jahre auf dem dichtbebauten Jungferensteig noch ein Haus hat bauen können, halte ich für unwahrscheinlich. Als 1716 die „Großen Bleichen“ gebaut worden waren, konnte diese Straße erst 1725 mit dem Jungferensteig verbunden werden, nachdem die Stadt dort ein Haus erworben und abgerissen hatte! Vgl. Wilhelm Melhop, Die Alster, Hamburg 1932, S. 456, sowie die Wiedergabe eines „Wasserdeckfarbenbildes“ von Em. Grolau auf den Seiten 440-441. – Die Hauptbü-

Susanne Bruguier als seine Ehefrau führt. Sie stammt aus einer französisch-reformierten Emigrantenfamilie, die in Hamburg in hohem Ansehen stand und sich auf Rustan Bruguier zurückführte, der acht Jahre nach dem Widerruf des Edikts von Nantes und des Gnadenedikts von Nismes seine Heimatstadt Nismes 1693 verlassen hatte, um in Hamburg als Kaufmann zu leben. Dessen Sohn Alexandre starb hier 1739, und in demselben Jahre heiratete sein Enkel, Jean Alexandre Bruguier, Jeanne Susanne Sarasin aus Frankfurt, die ihm am 8. Juli 1741 eine Tochter gebar, die nach der Mutter Susanne getauft wurde.

Hamburg hatte im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts nicht immer tolerant gegen seine französisch-reformierte Gemeinde gehandelt, so daß schon 1721 Friedrich Wilhelm von Preußen in einem geharnischten Schreiben an den Senat Protest gegen die Glaubenseinengung erhob. Als sich dann die Hamburger Reformierten von der Altonaer Muttergemeinde trennten, begaben sie sich in den Schutz des preußischen Residenten, Geheimen Rates von Destinon, in dessen Privatkapelle in der Königsstraße sie fortan Gottesdienst hielten, nachdem ein Gesuch an den Senat, in einem eigenen Haus in Hamburg predigen zu dürfen, abgewiesen worden war. Dieses Gesuch ist mit „Alexandre Bruguier“ unterzeichnet, der also in der reformierten Gemeinde einen wichtigen Platz eingenommen haben muß¹. Eine seiner Töchter heiratete von Destinon, so daß die Gemeinde das Haus in der Königsstraße 238 kaufen und noch nach dem Tode des Residenten (1752) für ihren Gottesdienst benutzen konnte, nachdem Friedrich der Große 1744 die Schutzherrschaft übernommen hatte.

Susanne Bruguier war also in einer Familie aufgewachsen, die ihren Glauben gegen den auch in der Literaturgeschichte bekannten Hamburger Pastor Goeze und die hiesige evangelische Orthodoxie unter manchen Beschränkungen zu behaupten wußte. Nur so ist es zu verstehen, daß sie ihre Tochter Susanna, die sie Hinrich Borckenstein im Februar 1769 gebar, nicht von dem für den Jungfernsteig zuständigen Pfarrer des St. Petrikirchspiels, sondern von einem solchen aus St. Catharinen taufen ließ, der dann, recht unleserlich, ins Kirchenbuch St. Catharinen eintrug:

cher von St. Petri nennen keinen Borckenstein unter den Grundbesitzern am Jungfernsteig.

¹ Bei Otto Wedekind, *Die Réfugiés. Zur Geschichte der französisch-reformierten Gemeinden in Hamburg-Altona, Hamburg o. J. (1885)*, in „Brugnier“ verlesen: S. 19 f.

d. 9. Febr. Hinrich Borckenstein Königl.-Dänischer
Commerce-Rath

Domi Jungfernsteig

in S. P. Kirchspiel

nat. Bruguier

Testm. dedi 1786 in duplo

D n. Jul. Gustav Alberti Babtizav. Otto Heinrich Knorr¹.

Mater Susanna

K. Susanna

Johanna Susanna Bruguier

Cecilia Schacht

Am 9. Februar 1769 also wurde Hölderlins Diotima getauft. Viëtors Behauptung, sie sei am 7. Februar geboren², ist ebenso unbewiesen, wie seine Namensgebung „Susette Borkenstein“ falsch ist. In der schwer leserlichen Eintragung ist mit anderer Tinte vermerkt, daß Alberti³ 1786, also zu Susettes Hochzeit, ein Duplikat der Geburtsurkunde ausgefertigt hat.

Der ungewöhnliche Umstand, daß ein Kind aus dem Petrikirchspiel von einem Pfarrer der Catharinenkirche getauft wurde, wiederholte sich schon im folgenden Jahre mit Susettes Schwester Dorothea Amalia, von der derselbe Pfarrer am 11. März 1770 in diesmal besser lesbarer Schrift bemerkt, sie sei zu Hause auf dem Jungfernsteig im „S. Petri Paroch.“ getauft worden. 1771 oder 1772 folgte eine zweite Schwester, Louise Catharina, und am 24. Januar 1773 der Bruder Heinrich, der laut Eintragung im Taufbuch der Michaeliskirche⁴ am 1. Februar die Taufe empfing.

Susettes erste Eindrücke werden also aus dem Hause am Jungfernsteig stammen. Dieser war im 18. Jahrhundert als Promenade sowohl der vornehmen Welt als auch der lebenshungrigen Jugend ebenso berühmt wie berüchtigt; ein buntes Gewoge von Wagen und Fußgängern trieb abends an den Ufern der Alster vorbei, die auch bei festlichen Gelegenheiten mit Feuerwerken und Kahnfahrten das gesellige Leben der Stadt an sich zog.

Uneinheitlich war schon damals das Gepräge der Kaufmannstadt, die als einzige deutsche den Anspruch auf Weltgeltung erheben durfte. Hatte Borckenstein in seinem 'Bookesbeutel' das Rückständige der hiesigen

¹ Taufbuch St. Catharinen 1769, S. 96.

² Die Briefe der Diotima an Hölderlin, hrsg. von Karl Viëtor, 41.-50. Tausend, 1950, S. 70.

³ Seine Predigtsammlungen waren später geschätzt: vgl. Percy E. Schramm, *Die Hamburgerin im Zeitalter der Empfindsamkeit*, Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, Bd. XLI, S. 250.

⁴ S. 118, Nr. 71.

Sitten und Gebräuche geschildert, so war doch Hamburg durch Brockes, Hagedorn und Klopstock, durch Reimarus und Lessing sowie die „Vorstädter“, Johann Heinrich Voß und Matthias Claudius, in diesem Jahrhundert mehr als eine andere deutsche Stadt durch die Anwesenheit von Geistern bestimmt, deren Wirken nicht ohne Folgen auf die rasche Entwicklung der Hansestadt bleiben sollte. In Hamburg begann der Einfluß des nahen England mit seinen moralischen Wochenschriften früh wirksam zu werden; der 'Patriot' von 1724 mit seinen vorwiegend pädagogischen Tendenzen fand schnell Nachfolger in ganz Deutschland, und die Entwicklung des deutschen Theaters ist mit den Namen der Neuber, Schröder, Schönmann, Ackermann und Lessing eng an Hamburg geknüpft, dessen Schwanken zwischen neugieriger Schaulust und konservativer Behäbigkeit sowohl Anreiz für manchen Auswärtigen, als auch Grund für dessen baldigen Abgang sein konnte, wie die Schicksale der Neuberin und Lessings in der Elbestadt beweisen.

Als Hinrich Borckenstein am 29. November 1777¹ starb, hatte man den Dichter des 'Bookesbeutel' vergessen, denn die Zeitungen gedenken seines Todes nicht. Susanne Borckenstein wird mit ihren vier Halbweisen den Jungfernteig verlassen und, wenn wir Jügel trauen können², im „Alten Wandrahm“³ Wohnung genommen haben⁴, wo ihre Eltern schon gelebt haben dürften⁵. Im Sommer jedoch wird die Witwe Borckenstein ihr Landhaus in Ottensen bewohnt haben⁶, so daß Susette schon in ihrer Jugend den auch in Frankfurt üblichen Wechsel von Sommer- und Winter-

¹ Nicht 1779, wie Jenssen meint. Vgl. Christian Jenssen, Lob der Frauen Schicksalsgefährtingen großer Männer, Hamburg 1953, S. 122.

² Jügel, S. 350.

³ „Vom 14. Jahrhundert bis 1609 befanden sich hier die Wandrahmen, d. h. Gestelle, in die das gefärbte Tuch (Gewand) zum Trocknen und Glätten eingespannt wurde.“ Nach Studt-Olsen, Hamburg, Die Geschichte einer Stadt, Hamburg 1951, S. 21 des Anhangs.

⁴ Jügel kann diesen Straßennamen kaum verwechselt haben, dagegen hätte die Möglichkeit bestanden, daß die Borckensteins schon seit ihrer Heirat im sog. „Kleinen Jungfernteig“, einem Platz am Ende des „Neuen Wandrahm“, gewohnt hatten. Susettes Taufbucheintragung widerlegt diese Vermutung: der „Kleine Jungfernteig“ lag im Kirchspiel St. Jacobi.

⁵ Wedekind berichtet (S. 15), am Wandrahm sei schon im 17. Jahrhundert französisch-reformiert gepredigt worden, so daß bei der führenden Stellung des Alexandre Bruguier in der hiesigen reformierten Gemeinde die Vermutung naheliegt, daß solche Predigten im Hause seines Vaters stattgefunden haben. Das Hauptbuch St. Jacobi gibt über Ankäufe auf den Namen Bruguier oder Borckenstein für den Alten und Neuen Wandrahm sowie für den Kleinen Jungfernteig keine Anhaltspunkte.

⁶ Jügel, S. 350.

aufenthalt genossen haben wird¹. Klopstock, zu dem Frau Borckenstein in „freundschaftlichsten Beziehungen“ stand², mag auf seinen Spazierritten auch hier zuweilen einen Besuch gemacht haben; durch ihn kann sie von dem berühmten Mädcheninternat der Caroline Rudolphi in Hamm erfahren haben, das Klopstock so gern besuchte. Sie wird ihre älteste Tochter jedoch nicht von sich gegeben haben, obgleich die Annahme Rüdigers, des Biographen der Rudolphi, diese habe keine Hamburger Zöglinge gehabt³, zu widerlegen ist⁴. Susette wird durch Hauslehrer unterrichtet worden sein; in den Sprachen wird das französische Element, das der Mutter im Blute lag, vorgeherrscht haben, aber da der Vater sowohl des Spanischen als auch des Dänischen mächtig gewesen sein muß, kann Susette vielen sprachlichen Eindrücken gegenübergestanden haben. Sie sang und spielte natürlich Klavier, während ihre literarische Bildung von der Mutter stark auf die Franzosen⁵ gezogen worden sein wird⁶.

Schon 1784⁷ dürfte Jakob Friedrich Gontard⁸, sei es auf einer geschäftlichen, sei es im Zuge einer aus Gesundheitsrücksichten unternommenen Reise nach London seine Verwandten⁹ in Hamburg besucht haben. Die fünfzehnjährige Susette wird ihn in ihrer jungen Schönheit angezogen haben, während er, der sich in einem Augenblick der Unbeherrschtheit als Kind mit einer Gabel ein Auge ausgestochen hatte und seitdem auf

¹ Ottensen gehörte zu der Reihe der Elbdörfer, in denen die reichen Hamburger Familien im 18. Jahrhundert ihre Sommersitze hatten. Vgl. Die Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568 erläutert von Johann Martin Lappenberg, Hamburg 1845; über Ottensen: S. 75–76 sowie C. F. Gaedechens, Historische Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und ihrer nächsten Umgebung von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart, Hamburg 1880, S. 187.

² Jügel, S. 350. Beweise habe ich bis heute nicht finden können.

³ Otto Rüdiger, Caroline Rudolphi, Hamburg 1903, S. 116.

⁴ Durch Wilhelm Albers, Schülerinnen der Caroline Rudolphi, Zeitschrift der Zentralstelle für niedersächsische Familiengeschichte, XI. Jg., 1929, S. 58–59.

⁵ So las sie 1799 französische Romane: Die Briefe der Diotima an Hölderlin, S. 24.

⁶ Über Bildung und Erziehung einer fast gleichaltrigen Hamburgerin vgl. Percy E. Schramm, Die Hamburgerin im Zeitalter der Empfindsamkeit, S. 261 ff.

⁷ Denn Jakob Friedrich Gontards Onkel Johann Heinrich (Henry) Gontard schreibt am 1. August 1786, er habe vor zwei Jahren Susette bereits gesehen: ich vermute, daß er Jakob Friedrich (Cobus) 1784 auf dessen Englandreise begleitet hat. Vgl. Schmidt-Scharff, S. 122–123. Hier bleibt übrigens offen, ob der Brief Henry Gontards an seinen Neffen am 1. oder 8. August 1786 geschrieben wurde.

⁸ Geb. zu Frankfurt am 17. 7. 1764, nicht wie Jügel, S. 349 und in seiner Stammtafel (7), am 18. 7. 1764, vgl. Schmidt-Scharff, S. 109.

⁹ Seine Großmutter Maria Magdalena Gontard, geb. Sarasin, war eine Schwester von Susettes Großmutter Johanna Susanna Bruguier, geb. Sarasin, vgl. Schmidt-Scharffs Ahnentafel.

dem anderen Auge schielte¹, weniger durch seine Erscheinung als durch sein Betragen und seine Ökonomie in Hamburg akzeptiert worden sein kann. Daß Frau Borckenstein jedoch in die Heirat nur unter der Bedingung eingewilligt habe, nicht von Susette getrennt zu werden², widerlegt sich sowohl aus dem Briefe Henry Gontards³, als auch aus der Tatsache, daß sie noch drei unmündige Kinder in Hamburg zu versorgen hatte. Erst als ihre Tochter Amalia Dorothea am 31. Mai 1791 Carl Ludwig Thierry geheiratet hatte, zog Susettes Mutter zu ihr nach Frankfurt⁴.

Die phantastische Schilderung Jügels von Susettes Vermählung, wonach der Hochzeitszug auf dem Wege zur Christianskirche in Ottensen einem Leichenzug begegnete, der eine in den Wochen verstorbene Frau zu Grabe geleitete, so daß Susette jede Fassung verlor und nur mit Mühe durch Klopstock getröstet werden konnte, erweist sich leicht als erdichtete Zutat. Klopstock wohnte nämlich keineswegs in Ottensen, sondern in der Königsstraße⁵, und auch die Hochzeitgesellschaft machte nicht den langen Weg in den Elbvorort, sondern nur bis zur Wohnung des preußischen Residenten, in dem von der reformierten Gemeinde aufgekauften Hause in derselben Königsstraße, wo das Paar am 9. Juli 1786 von dem jungen Pastor Dumas⁶ getraut wurde⁷. Jügel flicht in seine Erzählung Erinnerungen an seinen eigenen Aufenthalt in Hamburg, von dem ihm die sonntäglichen Ausfahrten in die Gärten am Elbufer nach einem halben Jahrhundert in frischester Erinnerung geblieben waren⁸.

Siebzehnjährig also verläßt Susette ihre Vaterstadt; in Frankfurt wird sie so herzlich empfangen worden sein, wie der Brief Henry Gontards sie in die neu hergerichtete Wohnung auf dem „Großen Hirschgraben“ eingeladen hatte, und gleich die ersten Jahre ihrer Verbindung sind mit den vier Kindern gesegnet, die sie für immer an dieses Haus fesseln sollten. Bei der Geburt ihrer jüngsten Tochter „Male“⁹, von der sie später in den Briefen an Hölderlin so gern sprechen wird, kann ihre Mutter schon in Frankfurt gewesen sein. Aber schon im März 1793 starb Frau Borcken-

¹ Jügel, S. 349.

² Jügel, S. 350.

³ Schmidt-Scharff, S. 122.

⁴ Hochzeitenbuch der Wedde 1791, S. 232; die Familie war noch einmal verzogen: die Hochzeit fand „bey Borckenstein Ww. auf'n Kamp“ statt.

⁵ In Ottensen liegt Klopstock begraben.

⁶ Henri George Joachim Dumas, seit 1785 Pastor der reformierten Gemeinde.

⁷ Hochzeitenbuch der Wedde 1786, S. 447.

⁸ Jügel, S. 35.

⁹ Friederike Amalie.

stein an Brustkrebs, nachdem die Bemühungen Sömmerings¹ oder Ebels² ihr nicht hatten helfen können. Zwei Jahre später bezog Hölderlin das Zimmer³, an das Susette die Erinnerung an ihre Mutter band, die in allen Zeugnissen als eine außergewöhnliche Frau geschildert wurde.

Mit ihr wird Susette bis 1791 korrespondiert haben, und später hat sie sicher diesen Briefwechsel mit ihrem Bruder Heinrich fortgesetzt, von dem sie sagte, er habe Hölderlin so ähnlich gesehen. Heinrich hatte sich inzwischen in Hamburg als Weinhändler etabliert; im Sommer wird er jedoch zuweilen in Frankfurt gewesen sein, wenn nicht gerade Susette im Norden weilte. Als er am 24. April 1794 Eugenie Elisabeth Radde⁴ heiratete, wird seine Lieblingsschwester unter den Gästen nicht gefehlt haben, zumal sie wenige Wochen später, am 17. 5. 1794, bei der Taufe ihrer Nichte Johanne Susanne Marie Thierry in Hannover als Taufpatin erscheint⁵. Im übernächsten Jahre, 1796, ist Hamburg wiederum das Ziel einer Reise, die diesmal mehr den Charakter einer Flucht vor drohenden Kriegsgefahren trägt⁶. Aber nicht einmal Hannover erreichen Frau Gontard-d'Orville⁷, Susette, die vier Kinder und Hölderlin, sondern nach einem vierwöchigen Aufenthalt in Kassel geht es auf holprigen Wegen in das „deutsche Böhmen“, nach Bad Driburg⁸. Der äußere Grund eines Verzichtes auf Susettes Heimatstadt als Reiseziel ist nicht bekannt⁹, wir dürfen jedoch annehmen, daß die aufkeimende Gewißheit ihrer Liebe Diotima die stilleren Gegenden Kassels und besonders Driburgs angenehmer machte. So ist es kein Wunder, daß die Liebenden erst einen vollen Monat nach der Aufhebung der Frankfurter Besetzung¹⁰ nach dort zurückkehrten¹¹, ohne daß Susette

¹ So Wilhelm Rullmann, Hölderlins Diotima, Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft 6, 1870, S. 353.

² Jügel, S. 351, hält Ebel für den behandelnden Arzt. Ebel war zwar 1792 nach Frankfurt gekommen, um Gredel Gontard nahe sein zu können, jedoch eröffnet er seine Praxis erst 1794, vgl. Christian Waas, Didaskalia, Beilage zu den Frankfurter Nachrichten vom 13. September 1931.

³ „... aus diesem Zimmer hast Du schon viel verlohren! erst Deine Mutter, dann auch Deinen Hölder!“ ruft der junge Henry 1799 seiner Mutter zu, vgl. Die Briefe der Diotima an Hölderlin, S. 25.

⁴ „Rodde“ in Heitmüllers Ahnentafel ist wohl Druckfehler.

⁵ Taufbuch der Marktkirche Hannover, S. 351.

⁶ Vgl. Hölderlin an Neuffer am 10. Juni 1796.

⁷ Susettes Schwiegermutter.

⁸ Vgl. über diese Reise Erich Hock, Dort drüben in Westfalen, Regensburg/Münster 1949.

⁹ Hock läßt diesen Grund ungewiß.

¹⁰ Am 8. September 1796.

¹¹ Schmidt-Scharff (S. 112) setzt die Reise zu kurz an.

ihren Gatten noch hat sehen können, der, vielleicht aus Furcht vor französischen Repressalien¹, in Nürnberg weilte².

Hölderlin hat durch diese Änderung des Reisezieles den Norden Deutschlands nicht kennengelernt; es ist nicht sicher, ob er Susettes Bruder Heinrich kannte, von dem sie in ihren Briefen an Hölderlin immer wieder sprach. Anfang 1799 berichtet Susette, man habe ihrem Bruder auf der Jagd ins Bein geschossen, aber schon im März teilt sie mit, er sei völlig wiederhergestellt, und komme Mitte Mai nach Frankfurt. Sie fürchtet, mit ihm eine Reise machen zu müssen, wozu sie sich wegen der Entfernung von Hölderlin nicht entschließen mag, und unter dem 26. März 1799 schreibt sie von einigen zur Messe in Frankfurt befindlichen Hamburgern, die ihr von ihrem Bruder mitgeteilt haben, er wolle wegen seiner Gesundheit nach „Pirmonth“ reisen, seine Gattin jedoch in Frankfurt lassen. „Ob er wohl meint, daß ich mit ihm gehen soll?“.

Die Sommerbriefe Susettes sind voll von Anspielungen auf den Bruder und die Schwägerin. In jenem Briefe, den sie mit dem Zwischendatum „den 3ten Juny“³ versieht, berichtet sie Hölderlin von den in Aussicht genommenen Reisen; im fehlenden Anfangsteil des Briefes mag sie die Fahrt nach Jena und Weimar skizziert haben. Anfang August werde Höl-

¹ Vgl. Schmidt-Scharff, S. 112.

² Hock (S. 13) nimmt den 6. Oktober als Datum der Rückkehr an; unter dem 18. Oktober berichtet Susette von der Entbindung ihrer Freundin Margarethe Sömmerring am 12. Oktober an ihren Gatten, so daß wahrscheinlich ist, sie habe ihn bei ihrer Rückkehr in Frankfurt nicht mehr gesehen.

³ Ich bin sicher, daß Susette sich im Datum geirrt hat. Die Handschrift zeigt zwar deutlich „Juny“, aber es gibt drei Gründe, aus denen dieser Brief im Juli geschrieben sein muß:

- a) Unter „Donnerstag den 9ten“ (Mai 1799) hatte Diotima geschrieben: „Wir wollen jetzt 2 Monathe warten, im July könntest Du es wohl wagen an die Hecke zu kommen, . . .“.
- b) Unter dem „3ten Juny“ schreibt sie: „Mein Bruder hat gestern geschrieben, daß wir den 12ten schon reisen werden“, und darauf: „Donnerstag“ (bei Viëtor: 6. Juni 1799) in einer Nachschrift: „Die Reise ist völlig richtig, den 12ten können wir gehen.“ – Das muß sich auf ein Datum in dem Monat beziehen, in dem die Reise vor sich gehen soll, die dann ja auch im Juli stattfand, wenn auch acht Tage später als vorgesehen.
- c) Unter dem falschen Zwischendatum sagt Susette: „Noch muß ich Dich bitten, den 1ten Donnerstag im August Dich einzustellen.“ Hätte sie diese Zeilen im Juni geschrieben, so müßte eine Begründung folgen, warum man sich nicht am ersten Donnerstag im Juli treffen wollte.

Ich entnehme einer Notiz Zinkernagels, aus dessen Nachlaß, die Anordnung der Briefe betreffend (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart), daß dieser gegen Viëtor von einem Versehen Susettes wegen dieses Datums überzeugt gewesen ist.

derlin sie wieder in Frankfurt finden, danach wünsche Heinrich Borckenstein eine Reise nach Koblenz und Ems zu machen, von wo die Geschwister ohne Schwägerin Eugenie „Pirmonth“ aufsuchen wollten.

Am 18. August 1799 gibt Diotima das versprochene „kleine Tagebuch“¹ ihrer ersten Reise, die sie gemeinsam mit Gundel Brentano und Eugenie Elisabeth Borckenstein zwischen dem 20. und 30. Juli nach Jena und Weimar geführt hat. Man traf im Hause der Sophie Brentano Wieland und Herder, gegen den sie Aufträge von Tischbein hatte, während ihre Schwägerin Wieland ins Gespräch zog. Schiller hingegen stattete sie in Begleitung Sophie Brentanos² einen Besuch ab, jedoch fand sie weder die Muße noch den Mut, den von ihr mit zwiespältigen Gefühlen Verehrten näher mit sich bekannt zu machen. Die Reise nach Ems war ausgefallen, dagegen wollte man zwischen Freitag und Montag über Mainz nach Koblenz und durch die Bäder zurück fahren; Susette wird für diese Hast verantwortlich zu machen sein: ihr war am wohlsten, wenn sie den „lieben Feldberg“³ sah und sich Hölderlin nahe wußte.

Bis Ende Oktober blieb Heinrich in Frankfurt⁴; denn er hatte das Glück, in Hamburgs schwarzem Wirtschaftsjahr 1799 seine Existenz erhalten zu sehen, während die Hansestadt in eine schwere Krise gestürzt wurde. Hatte die Neutralitätspolitik des Senates Hamburg in dem ersten Jahrzehnt der Französischen Revolution zu einer Oase des Reichtums und Friedens gemacht, so büßte nun der gewagte Übermut der Spekulanten mit einer außergewöhnlichen Depression⁵. Heinrich Borckenstein aber wurde mit seinem Weinhandel in der ABC-Straße davon nicht betroffen, und so mag er wirklich seinem Ziele nähergerückt sein, für immer in Frankfurt zu bleiben.

Susette schreibt Hölderlin nichts zur Charakteristik ihres Bruders und ihrer Schwägerin; sie spricht von ihrem „guten Bruder“, während sie mit Bezug auf ihre Schwägerin Hölderlin mit leisem Stolz mitteilt, Sophie Brentano habe sich auf die Frage Wielands, ob sie sich Eugenie oder Susette zum Umgang wählen würde, für letztere entschieden. „Dafür verdienst Du Mädgen, daß man Dir die Hand küsse“, soll Wieland gesagt haben, und wir dürfen schließen, daß er Sophie um ihrer Menschenkenntnis willen loben wollte, weil wohl auch er in Eugenie die blendendere, in Susette die bedeutendere der Besucherinnen gefunden hatte.

¹ Die Briefe der Diotima an Hölderlin, S. 33.

² Vgl. Die Briefe der Diotima an Hölderlin, Viëtor, S. 73 ff.

³ Die Briefe der Diotima an Hölderlin, S. 7.

⁴ Ebendort, S. 43.

⁵ Vgl. Erwin Wiskemann, Hamburg und die Welthandelspolitik von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1929, S. 135.

Als Bruder Heinrich Frankfurt verlassen hatte, erschien ein neuer Bekannter bei den Gontards mit dem Reiseziel Hamburg. „Z . . . von Bern“ nennt Susette in ihren Briefen den Fremden, der ihr fünf Jahre zuvor Hölderlins Thalia-Fragment des 'Hyperion' abgeschrieben hatte und dem sie nun mit einiger Erregung begegnet, nicht ohne Hölderlin zu versichern, daß „Z . . .“ ihr niemals mehr gewesen sei als ein Bruder und Freund. Es handelt sich um den Berner Bankier Ludwig Zeerleder¹, dessen an Isaac von Sinclair erinnerndes Schicksal als Berner Kaufherr und Staatsmann ihn 1793, Anfang 1795, 1799 und vielleicht noch 1801 nach Frankfurt führte². Noch Anfang Mai 1800 befand sich Zeerleder nach Susettes letztem Brief an Hölderlin³ in Hamburg⁴, während der Bruder schon seine Sommerreise nach Frankfurt angekündigt hatte. Dessen Absicht, in Frankfurt zu bleiben, wird er nicht ausgeführt haben, dagegen kann er am 22. Juni 1802 am Sterbelager seiner Schwester gewesen sein, und es besteht die Möglichkeit, daß sie ihm das Vertrauen schenkte, Hölderlins Briefe zu bewahren.

Susette starb an den Röteln, die sie sich bei der Pflege ihrer geliebten Kinder zugezogen hatte. „Ihr Tod war wie ihr Leben“, schreibt Sinclair am 30. Juni 1802 an Hölderlin⁵, und das kann nur heißen, daß sie so tapfer gestorben ist, wie sie den ungeheuren Zwiespalt ihres Lebens und ihrer Liebe ertragen hatte. Ihr schönstes Zeugnis bleiben ihre Briefe, die uns mehr von ihr sagen, als Hölderlins Idealisierung und Heines und Jügelns Bewunderung ihrer Schönheit.

*

Besäßen wir Hölderlins Antworten an Diotima, so wüßten wir mehr von ihm, als alle seine Briefe der Homburger Zeit uns aussagen. In der Hoffnung, auf den Spuren von Susettes Bruder eine Nachricht dieser verschollenen Briefe zu finden, habe ich die Borckensteins bis in unsere Gegenwart zu verfolgen gesucht, ohne jedoch meinem Ziele näher gekommen zu sein. Da aber ein anderer glücklicher sein mag und zugleich, um

¹ Ich verdanke diese interessante Mitteilung durch Vermittlung des Hölderlin-Archivs Herrn Beda Allemann in Zürich.

² Über ihn vgl. Allgemeine Deutsche Biographie 44, S. 763 ff.; Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz, Bd. 7, S. 629, und: Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jg., 1840, Weimar 1842, S. 787-824, sowie: Erinnerung an Ludwig Zeerleder, Konstanz 1843.

³ Die Briefe der Diotima an Hölderlin, S. 62.

⁴ Er blieb bis 1801 an der Elbe.

⁵ Hellgrath VI, S. 343.

das Bild dieser Familie zu vervollständigen, teile ich meine Ergebnisse abschließend mit.

Die Ehe Heinrich Borckensteins mit Eugenie blieb kinderlos¹. Seine zweite Frau, Amalia Elisabeth Heckmann², gebar ihm am 15. 5. 1825 einen Sohn, der wie Susettes erstes Kind Henry heißen sollte, und am 9. Juli 1826 und 13. September 1827 zwei Töchter, Amelie Esperance und Leontine Auguste. Henry Borckenstein ging als Kaufmann nach London, von wo er, offenbar auf eine Anfrage aus Hamburg hin, einen Brief schrieb, den das Staatsarchiv bewahrt:

Ergänzungen zur genealogischen Übersicht der Familie Borckenstein
Henry Borckenstein, geb. 1825, Kaufmann in London
verheirathet den 4. Juni 1856 mit
Justine Johanne Friederike Bade aus London
geb. zu Harburg

Die Copulation meiner Eltern hat, wie ich glaube, in der Kirche zu Ham stattgefunden, woselbst auch unser Familiengrab ist.

Es muß, wie ich glaube, eine Namensverwechslung hinsichtlich der Schwestern meines Vaters stattfinden, ich habe nämlich nur meine an Herrn Carl Ludwig Thierry verheirathete und im Jahre 1851 oder 1852 verstorbene Tante gekannt, deren Vornamen, wie ich sicher bin „Dorothea Amalie“ waren, von einer andern Schwester „Louise Catharina“ weiß ich nichts, ich vermuthe daher, daß dieselbe vor meiner Zeit, unverheirathet, gestorben ist

London, Januar (?) 1868 HBorckenstein³.

Henry hat also weder von seiner zweiten Tante Näheres, noch von Susettes Existenz gewußt, da er beim Tode seines Vaters erst drei Jahre alt war und auch seine Mutter ihre Schwägerin Susette nicht gekannt hat. Henry erwarb 1881 die englische Staatsbürgerschaft und starb kinderlos in England⁴.

¹ Sie starb am 15. Oktober 1819.

² Tochter eines Hamburger Postmeisters.

³ Hamburger Staatsarchiv, Mappe Borckenstein.

⁴ Ich verdanke diese Nachricht einer Mitteilung der Chancery, Office of the U.K. High Commissioner vom 25. 11. 1952.

Amelie Esperance heiratete am 4. Mai 1852 den aus Paris gebürtigen Kunstmaler Auguste François Ortmans in Brüssel.

Leontine Auguste allein blieb nach ihrer Vermählung mit dem hier bekannten Lithographen Christian Eduard Ritter in Hamburg, der 1852 die berühmte lithographische Anstalt der Otto Speckter Nachfolger übernahm. Von den sechs Kindern dieser Ehe lebt noch eine Großnichte Susettes, Anna Ritter, in Lübeck, ohne jedoch von Beziehungen zu Hölderlins Diotima weder in ihrem Vaterhause noch in dem ihres Londoner Onkels Henry je gehört zu haben. Die Familien Ortmans und Ritter haben sich kräftig ausgebreitet¹, der Name Borckenstein jedoch, soweit er auf den Bookesbeuteldichter zurückgeht, dürfte erloschen sein, wenn nicht dessen Sohn Heinrich mit seinen vier unehelichen Kindern den Namen weitergetragen hat.

Mutter dieser Kinder ist Maria Dorothea Hesse aus Hannover, die am 3. 12. 1803 einem Mädchen, Francisca Dorothea Henriette², am 7. 8. 1805 einem Sohn Heinrich Carl Eduard³, am 16. 6. 1807 Alexander Conrad Oscar Arnold⁴ und am 19. 1. 1822 wieder einem Mädchen, Eugenie Clementine Johanna⁵, das Leben schenkte. Sie läßt alle ihre Kinder auf den Namen Borckenstein⁶ taufen und gibt als Vater Heinrich Borckenstein an, 1803 und 1805 mit dem Bemerkung „aus Kopenhagen“, 1807 jedoch „in Hamburg“. Alle Eintragungen zeigen den Vermerk „außer der Ehe“, so daß nur Susettes Bruder der Vater sein kann, zumal um diese Zeit in Kopenhagen kein Heinrich Borckenstein bekannt ist⁷.

Über das Schicksal dieser Kinder weisen weder die Hamburger noch die Hannoverschen Annalen irgendeine Nachricht auf. Nach Heinrich Borckensteins Tod und nach dem Ableben seiner zweiten Frau⁸ nennen die Hamburger Adreßbücher den Namen nicht mehr.

Susettes Schwester Louise Catharina starb unverehelicht⁹. Dorothea Amalia erscheint schon 1799 als Witwe des Carl Ludwig Thierry in Hannover und wird nach 1803¹⁰ zu ihrem Bruder nach Hamburg zurückge-

¹ Amelie hatte fünf, Leontine sechs Kinder.

² Taufbuch St. Nicolai, 1803, Nr. 181.

³ Taufbuch Eppendorf, 1805, S. 429.

⁴ Taufbuch Eppendorf, 1807, S. 38.

⁵ Taufbuch Eppendorf, 1822, S. 3.

⁶ Taufbuch Eppendorf, 1805, bringt fälschlich „Borkenstein“.

⁷ Nach freundlicher Mitteilung des Reichsarchivs Kopenhagen.

⁸ Heinrich Borckenstein starb am 14. Februar 1828, Amalia Elisabeth Heckmann am

1. Juli 1854.

⁹ Nach Heitmüllers Ahnentafel nach 1828.

¹⁰ Solange ist sie in Hannover gemeldet.

zogen sein, wo sie 1851 oder 1852¹ starb, ohne wieder geheiratet zu haben. Über ihre Tochter Johanne Susanne Marie, bei deren Taufe 1794 Susette anwesend war, ist nichts mehr bekannt, denn auch Henry Borckenstein gedenkt ihrer in seinem Briefe aus dem Jahre 1868 nicht.

*

Wir verstehen Hölderlins Leben nicht, wenn wir nicht zu begreifen vermögen, mit welcher verwandelnden Kraft Diotima sein Schicksal bestimmte. Als sie sich begegneten, fand Hölderlin zu den ersten Aussagen von unverwechselbar eigener Gestalt, als sie sich trennten, gelangte er durch schmerzliche Monate voller Abschied zu jener persönlichen Entsagung, die seine Existenz mit so wunderbar einziger Hingebung an das Wort verströmen ließ. Susette Gontard war ihm alles, was ihm fehlte in sich; halb zog er sie hinauf in das Reich seiner griechischen Träume, halb gewann sie ihn der Erfüllung des Lebens zurück. Gerade der Unterschied zwischen Susettes einfacher Pflichterfüllung als Mutter und Frau und Hölderlins hochfliegenden Gedanken verband die so Verschiedenen mit ihren entgegengesetzten Wünschen in einer Begegnung, darin eines des anderen Wesen als das alter ego seines Daseins empfand.

Spärliches nur weiß die Geschichte von dieser seltenen Frau. Hölderlin durfte ihrer in der Dichtung gedenken, in seinen Briefen mußte er schweigen von ihr. Ein wenig farbenreicher aber wird das Bild Susettes, wenn wir sie eingebettet sehen in den Strom ihrer Familie, daraus sie für die Nachwelt auftaucht als das Urbild der Diotima, ohne die Hölderlins Werk nicht denkbar ist.

¹ Vgl. den Brief Henry Borckensteins aus London, S. 125.

EIN UNBEKANNTES HÖLDERLINBILDNIS

VON
BERNHARD ZELLER

„... Rudolf Lohbauer und G[eorg] Schreiner (Lithograph) besuchten mich im Jul. 1823 in Tübingen; ich führte sie auch zu Hölderlin; nachher zeichneten sie, gleichsam wehmützig spielend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier den ich noch verwahre...“

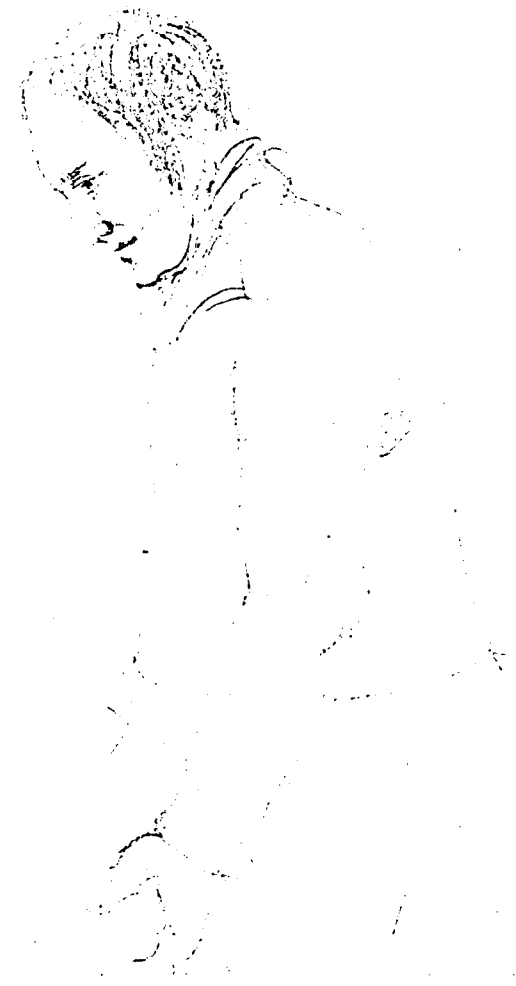
Diese kurze Notiz stammt von Eduard Mörike. Sie wurde am 7. April 1832 niedergeschrieben und steht auf dem ersten von drei eng beschriebenen, wohl aus einem Heft ausgeschnittenen Oktavblättern, auf denen sich Mörike unter der Überschrift „Erinnerungen an Erlebtes. Poetische Umgestaltung desselben u. Poetische Vorsätze“ allerlei Beobachtungen und Erinnerungen, dichterische Pläne und poetische Einfälle aufgezeichnet hat¹.

Das Hölderlinbildnis, von dem Mörike hier im Zusammenhang mit verschiedenen Hölderlinhandschriften, die in seinem Besitz sind und die er zu veröffentlichen gedenkt, spricht, ist vor kurzem völlig überraschend in dem im Schiller-Nationalmuseum befindlichen Nachlaß von Isolde Kurz aufgefunden worden. Bei genauer Durchsicht zahlloser zum überwiegenden Teil unwichtiger Geschäftspapiere, Bank- und Verlagskorrespondenzen, die bei der Ordnung des dichterischen Nachlasses von Isolde Kurz zunächst nur in einigen größeren Konvoluten zusammengefaßt waren, stieß Diplom-Bibliothekarin Anneliese Schneider auf ein mehrfach zusammengefaltetes Papier und entdeckte darauf die Zeichnung.

Das etwas zerknitterte 21 × 22 cm große Blatt ist unregelmäßig beschnitten und auf der Rückseite unbeschriftet. Das rauhe und ziemlich feste Papier – es handelt sich um Aktenkonzeptpapier, das noch die Rippung trägt – ist leicht gräulich getönt. Die Zeichnung scheint mit einem härteren Bleistift rasch hingeworfen; Körper und Kleidung sind

¹ Handschrift im Schiller-Nationalmuseum. Gekürzt veröffentlicht von Otto von Güntter ('Ungedrucktes von Eduard Mörike') im 16. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1911/12, S. 83 ff. Die hier zitierte, von Güntter nicht aufgenommene Stelle ist nun erstmals als Faksimile wiedergegeben bei Koschlig, Mörike in seiner Welt. Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft Band 20. 1954. S. 64.

Die Lithographen sind Lohbauer und Schreiner im
Juli 1823 in Tübingen.



EIN UNBEKANNTES HÖLDERLINBILDNIS

VON
BERNHARD ZELLER

„... Rudolf Lobbauer und G[eorg] Schreiner (Lithograph) besuchten mich im Jul. 1823 in Tübingen; ich führte sie auch zu Hölderlin; nachher zeichneten sie, gleichsam wehmützig spielend, das Profil des armen Manns miteinander auf einen Wisch Papier den ich noch verwahre...“

Diese kurze Notiz stammt von Eduard Mörike. Sie wurde am 7. April 1832 niedergeschrieben und steht auf dem ersten von drei eng beschriebenen, wohl aus einem Heft ausgeschnittenen Oktavblättern, auf denen sich Mörike unter der Überschrift „Erinnerungen an Erlebtes. Poetische Umgestaltung desselben u. Poetische Vorsätze“ allerlei Beobachtungen und Erinnerungen, dichterische Pläne und poetische Einfälle aufgezeichnet hat¹.

Das Hölderlinbildnis, von dem Mörike hier im Zusammenhang mit verschiedenen Hölderlinhandschriften, die in seinem Besitz sind und die er zu veröffentlichen gedenkt, spricht, ist vor kurzem völlig überraschend in dem im Schiller-Nationalmuseum befindlichen Nachlaß von Isolde Kurz aufgefunden worden. Bei genauer Durchsicht zahlloser zum überwiegenden Teil unwichtiger Geschäftspapiere, Bank- und Verlagskorrespondenzen, die bei der Ordnung des dichterischen Nachlasses von Isolde Kurz zunächst nur in einigen größeren Konvoluten zusammengefaßt waren, stieß Diplom-Bibliothekarin Anneliese Schneider auf ein mehrfach zusammengefaltetes Papier und entdeckte darauf die Zeichnung.

Das etwas zerknitterte 21 × 22 cm große Blatt ist unregelmäßig beschnitten und auf der Rückseite unbeschriftet. Das rauhe und ziemlich feste Papier – es handelt sich um Aktenkonzeptpapier, das noch die Rippung trägt – ist leicht gräulich getönt. Die Zeichnung scheint mit einem härteren Bleistift rasch hingeworfen; Körper und Kleidung sind

¹ Handschrift im Schiller-Nationalmuseum. Gekürzt veröffentlicht von Otto von Güntter ('Ungedrucktes von Eduard Mörike') im 16. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1911/12, S. 83 ff. Die hier zitierte, von Güntter nicht aufgenommene Stelle ist nun erstmals als Faksimile wiedergegeben bei Koschlig, Mörike in seiner Welt. Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft Band 20. 1954. S. 64.

Von Schreiner und Lobbauer im
Juli 1823 gezeichnet am 27ten Jul. 33.



mit wenig Strichen knapp angedeutet, der Kopf dagegen ist sicher erfaßt und sorgfältiger ausgeführt. Die Beschriftung „*Von Schreiner und Rudolph [Lohbauer] in Eile gezeichnet am 27sten Jul. 23.*“ muß, wie Vergleiche ergaben, von Mörikes Hand sein.

53 Jahre zählte Hölderlin, als diese Zeichnung entstanden ist, die früheste, die wir bis jetzt aus der Zeit seiner Umnachtung kennen. Strähnig hängt das Haar von dem leicht nach vorne gebeugten Haupt, doch klar und edel ist das Profil. Noch hat die Zerstörung von diesem Gesicht nicht Besitz ergriffen, aber aus dem nach innen gerichteten Blick spricht Schwermut und Schmerz, wird eine erschütternde Hilflosigkeit und Ergebenheit spürbar, die sich durch die gesenkte Haltung des Kopfes und die geöffnete linke Hand noch verstärken.

Während seines Studiums in Tübingen in den Jahren 1822 bis 1826 hat Mörike den kranken Dichter immer wieder – häufig zusammen mit Waiblinger – aufgesucht. Nach einem dieser Besuche, zu dem er Johann Georg Schreiner und Rudolf Lohbauer, die Jugendfreunde aus der Ludwigsburger Zeit, mitgenommen hatte, ist die Zeichnung entstanden. Welcher Anteil daran jedem von beiden zufällt, ist nicht mehr zu ersehen. Man möchte aber vermuten, daß es vor allem Schreiner war, der gezeichnet hat, denn die Verwandtschaft mit dessen schon bisher bekannter, nur wenige Jahre später entstandenen Zeichnung, die Mörike zuerst in der „*Freya*“¹ veröffentlicht und 1873 Wilhelm Hemsen geschickt hat², ist auffällig. In dem späteren, ebenfalls nach einem Besuche bei Hölderlin gezeichneten kleinen Bildchen erscheint allerdings der kranke Dichter um weit mehr als nur drei Jahre gealtert und der geistige Verfall kommt im Gegensatz zu der neuentdeckten Zeichnung erschreckend viel stärker zum Ausdruck.

Schreiners feinfühlende Hand kennen wir vor allem aus dem zarten und lebenswürdigen Jugendbildnis Mörikes, das 1824 geschaffen wurde. Der Dichter hatte den in Mergelstetten 1801 als Sohn eines Schreiners und Bürgermeisters geborenen Künstler in Ludwigsburg kennengelernt und war mit ihm in freundschaftlicher Verbindung geblieben. Als Lithograph hat sich Schreiner besonders durch das große und ausgezeichnete

¹ 'Erinnerungen an Hölderlin.' Freya. Illustrierte Blätter für die gebildete Welt. III, 1863. S. 337.

² Vgl. den Brief Mörikes an den Hofbibliothekar Wilhelm Hemsen, einen Neffen von Friedrich Theodor Vischer, vom 13. 5. 1873 (Schiller-Nationalmuseum). Eduard Mörike, Unveröffentlichte Briefe. Hrsg. von Friedrich Seebaß. Stuttgart 2. A. 1945. S. 465. Das Original befindet sich heute im Frankfurter Goethemuseum. Die Datierung der Zeichnung schwankt zwischen 1825 und 1826 (Freya-Aufsatz: um 1825; Brief an Hemsen und Vermerk Mörikes auf der Rückseite des Blattes: 1826).

lithographische Werk über die Gemäldesammlung der Gebrüder Boisserée einen Namen gemacht, als angesehener Zeichner und Kupferstecher lebte er später in München. Dort ist er 1859 gestorben¹.

Auch von Rudolf Lohbauer (1802–1873), dem reich und vielseitig begabten, aber leidenschaftlichen und unsteten Freunde Mörikes – Larkens im 'Maler Nolten' erinnert an ihn – ist eine reizvolle aquarellierte Zeichnung aus jenen Jahren bekannt. Sie zeigt – wohl im Sommer 1825 – Freunde der Tübinger Zeit in Lohbauers Laube nahe der Ammer. Mörike mit umkränzttem Hut, Ernst Friedrich Kauffmann und zwei andere Freunde sitzen um den Tisch, Lohbauer selbst liegt im Vordergrund auf einer Bank ausgestreckt, ein volles Glas emporhaltend². Als „Offizier und Student, Künstler und Litterat, Verschwörer, Flüchtling, Lehrer in der Schweiz, ... preußischer Staatsjournalist unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV., zuletzt wieder in der Schweiz als Professor an der eidgenössischen Kriegsschule“³ hat er ein abenteuerliches Leben geführt, dem die äußere wie innere Einheit versagt geblieben ist. 1823, damals nach Aufgabe seines militärischen Berufs noch bei Landesvermessungsarbeiten in Stuttgart tätig, war er zu Besuch nach Tübingen gekommen, wo er dann 1825 doch noch ein Studium begonnen hat. Lohbauer hat Mörike leidenschaftlich geliebt, und wenn auch diesem Freundesbund schwere Spannungen nicht fehlten, so hat Mörike doch an ihm festgehalten. „Es ist ein sonderbarer Hang, den ich immer zu ihm habe und der mich ihm alles verzeihen läßt“⁴. Das Jahr 1823, für Mörike die Zeit seiner Liebe zu Maria Meyer, dem Urbild der Peregrina, war auch für Lohbauer von inneren Spannungen umdüstert; es war, wie er später einmal schreibt, „die dunkelste Periode seines Lebens“⁵. Mörike, der sich mit ihm bereits einmal im Juni in Waldenbuch⁶ getroffen hatte, schickte ihm damals Hölderlins 'Hyperion', von dem er tief beeindruckt wurde.

Zusammen mit anderen Handschriften Hölderlins hat Mörike die Zeichnung der beiden Freunde lange bei sich bewahrt. Erst 15 Jahre später trennte er sich von ihr und schickte sie Hermann Kurz, mit dem er,

¹ Vgl. Wilhelm Schneider, Der Brenztalkünstler Johann Georg Schreiner. Heimatblätter. Beilage zu den 'Heidenheimer Neuesten Nachrichten'. 2. 1954. Nr. 3.

² Das Original dieser Zeichnung befindet sich jetzt im Besitz von Frau Hedwig Kauffmann, Tübingen.

³ W. Lang, Württ. Vierteljahreshefte N. F. 5. 1896. S. 149.

⁴ Vgl. Karl Walter, Ernst Friedrich Kauffmann und seine schwäbischen Freunde. Zeitschr. f. württ. Landesgeschichte. I, 1937. S. 418.

⁵ Lang a. a. O. S. 152.

⁶ Vgl. den Brief Mörikes an seine Mutter vom 4. 7. 1823. Unveröffentlichte Briefe. S. 3.

ohne ihm bis dahin persönlich begegnet zu sein, seit einem knappen Jahr in regem brieflichen Verkehr stand. Kurz hatte ihm zwei Bildchen geschickt, die er aus den irischen Elfenmärchen Crofton Crokers durchgezeichnet hatte¹. Darauf schrieb ihm Mörike am 12. 4. 1838 aus Clever-sulzbach unter anderem: „... Beiliegende Zeichnung (zum Teil von Lohbauer) in dankbarer Erwiderung Ihrer Crokerschen Bildchen, die mich nebst dem Sonett sehr erfreut haben. Ja so! Daß ichs nicht vergesse: das Porträt stellt Friedrich Hölderlin vor und schien mir damals ziemlich charakteristisch. Sie sollen ja kürz[ich] einige Gedichte von ihm ins „Morgenbl[att]“ gegeben haben? Ich besitze auch noch einiges Handschriftliche von ihm“². In seiner Antwort auf diesen Brief bemerkte Kurz am 19. 4. 1838: „... Hölderlin, den ich in Tübingen gesehen habe³, hätte ich in der Zeichnung nicht erkannt; aber Silcher, dem ich heute das Blättchen wies, rief sogleich seinen Namen aus. Sein Mund, das kann ich mit Bestimmtheit sagen, ist feiner und ganz gekniffen; vielleicht hat er sich auch in den zehn Jahren verändert. Jedenfalls ist das Bild in den wenigen raschen Strichen sehr bedeutend – eine Auffassung, wie sie manchem vom Fach nicht zu Gebote steht. – Ihre Kollektaneen wär' ich begierig zu lesen, aber woher wissen Sie denn, daß ich etwas von Hölderlin ins „Morgenblatt“ gegeben? Es geschah vor wenigen Tagen, erschienen ist noch nichts, soviel ich weiß, und Ihre Mitwissenschaft kommt mir ganz prevorstisch vor“⁴.

In selten glücklicher Weise kann somit die Entstehungsgeschichte dieser Zeichnung, können ihre weiteren Wege bis hin zu Isolde Kurz, die so viele Papiere ihres Vaters bewahrt hat, verfolgt werden. Daß es gerade Mörike, dieser in so manchen Zügen seines Wesens Hölderlin zutiefst verwandte Dichter gewesen ist, dem wir die Entstehung, daß es Hermann und Isolde Kurz gewesen sind, denen wir die Erhaltung der schlichten Zeichnung verdanken, gibt dem Blatt seinen besonderen Reiz. Das flüchtig festgehaltene und doch so ergreifende Bildnis tritt nun neben das erschütternde Porträt des Greises von Louise Keller⁵, neben das Neubertsche Wachsrelief und die eindrucksvolle kleine Zeichnung Schreiners als ein weiteres wertvolles Dokument über die äußere Er-

¹ Briefwechsel zwischen Hermann Kurz und Eduard Mörike. Hrsg. von Heinz Kindermann. 1919. S. 124 f.

² Briefwechsel Kurz/Mörike. S. 128.

³ Als Student der Theologie war Hermann Kurz 1831 bis 1835 im Tübinger Stift.

⁴ Briefwechsel Kurz/Mörike. S. 131. Der Aufsatz über 'Gedichte von Hölderlin' erschien anonym in Cottas Morgenblatt für gebildete Leser. 32 (1838) Nr. 103 vom 30. April, S. 409 f.

⁵ Vgl. Irene Koschlig-Wiem, Ein neues Hölderlin-Bildnis. Hölderlin-Jahrbuch 1953 S. 74 ff., und von derselben Verfasserin, Ein Altersbildnis Hölderlins von Louise Keller, Glückwunsch aus Bebenhausen, 1951, S. 34 ff.

scheinung Hölderlins in jenen Jahrzehnten, da sein Geist in ein rätselvolles Dunkel getreten war. Aus der Zeit, da diese Zeichnung entstanden ist, könnte wohl das Wort stammen, das Waiblinger in Hölderlins Papieren gefunden und überliefert hat: „*Nun versteh' ich den Menschen erst, da ich fern von ihm und in der Einsamkeit lebe!*“¹

¹ Bruchstück 86 (Gr. Stuttg. Ausg. 2, 340); vgl. Wilhelm Waiblinger, Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn. Hrsg. und erläutert von Adolf Beck. Turmhahn-Bücherei 8/9. 1950. S. 42.

JAHRESBERICHT

DER FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT

Die alle zwei Jahre stattfindenden Mitgliederversammlungen erweisen sich immer wieder und immer überzeugender als die Höhepunkte im Leben unsrer Gesellschaft. In ihnen finden die in der täglichen Arbeit verborgnen und über viele Orte weit zerstreuten Bestrebungen ihren zusammengefaßten sichtbaren und öffentlichen Ausdruck. Dabei erweist sich die menschliche Begegnung im Kreis unsrer Mitglieder als das glücklichste Ereignis. Jeder einzelne fühlt seine Liebe und Verehrung aufgehoben in eine höhere Vereinigung, und alle Herzen verspüren die segnende Funktion des Dichters beim gemeinsamen Fest.

Diese Erfahrung schenkte erneut die vierte Jahresversammlung, die Pfingsten in Bad Homburg vor der Höhe stattfand. Vorab muß der Stadt Homburg der herzlichste Dank ausgesprochen werden für die Einladung, die sie eingedenk ihrer Hölderlin-Tradition durch Herrn Oberbürgermeister Horn an die Gesellschaft gerichtet hatte. Die sanfte Landschaft am Taunushang, die Schönheit des Städtchens mit seinen alten Parks und historischen Merkwürdigkeiten und seine hervorragende Gastlichkeit gaben den geeigneten Rahmen für dieses Erinnerungsfest an Hölderlin. Zahlreiche Mitglieder waren der Einladung gefolgt, ein treuer Stamm hat sich die regelmäßige Teilnahme an den Zusammenkünften der Gesellschaft schon zur unbedingten Pflicht gemacht. Die Wahl des Tagungsortes, zum erstenmal außerhalb der schwäbischen Heimat des Dichters, kam besonders unsern Mitgliedern in der Gegend von Frankfurt und im weiteren Rhein-Main-Gebiet zugute, die von der willkommenen Gelegenheit reichlich Gebrauch machten. Einige konnten dadurch zum erstenmal an einer Jahresversammlung persönlich teilnehmen.

Im großen Saal des neuen Kurhauses begann die Tagung am Pfingstmorgen mit der Mitgliederversammlung. Professor Kluckhohn mußte sich aus Gesundheitsgründen die Anwesenheit in Homburg leider versagen, für ihn leitete Bibliotheksdirektor Dr. Hoffmann-Stuttgart als stellvertretender Präsident die Tagung. Er erstattete den Bericht über Tätigkeit und Lage der Gesellschaft.

Auch im verflossenen Jahr widmete sich die Gesellschaft ihren in der Satzung ausgesprochenen Pflichten zur Pflege des Hölderlinischen Erbes. Der rege schriftliche und mündliche Gedankenaustausch, dessen Zentrum vor allem das vielbesuchte Hölderlin-Archiv in Bebenhausen ist, fördert und bereichert diese Absichten, stärkt den menschlichen Zusammenhang und befruchtet die verschiedenen Gebiete und Richtungen der Hölderlin-Forschung. Über die Feiern zu Hölderlins 110. Todestag am 7. Juni 1953 in Tübingen, Nürtingen, Stuttgart und Hannover ist im letzten Jahrbuch bereits berichtet worden. Wie alljährlich wurde am Geburts- und Sterbetag des Dichters sein Grab in Tübingen geschmückt. Die Kränze trugen die Aufschrift *Liebend gibt der Sterbliche vom Besten* ('Empedokles') und *Ein Sohn der Erde schein ich; zu lieben gemacht, zu leiden* ('Die Heimat'). Ferner war die Gesellschaft vertreten bei der Feier zu Wilhelm Heineses 150. Todestag am 22. Juni 1953 in Aschaffenburg, bei der Gedenkstunde zum 100. Geburtstag von Isolde Kurz am 21. Dezember 1953 an ihrem Grab auf dem Tübinger Friedhof und bei der Geburtstagsfeier, die die Stadt Lauffen alljährlich zu Ehren ihres größten Sohnes veranstaltet. Dort sprach Martin Lang, Stuttgart, über Hölderlin und Mörike und die geheimnisvollen schwäbischen Ingredienzien ihrer Dichtersprache.

In der Ausgestaltung der Hölderlin-Gedenkstätten, deren sich die Gesellschaft wenigstens ideell annimmt, ist ein erfreulicher Fortschritt zu berichten: Die Stadt Tübingen hat das untere Stockwerk des Hölderlin-Hauses am Neckar neu ausgebaut und ganz als Gedächtnisstätte würdig hergerichtet. Dieses Haus ist im Jahr 1921 mit Unterstützung der 'Vereinigung zur Erhaltung und Erwerbung des Hölderlinturmes' (der 'Hölderlin-Vereinigung' und Vorläuferin unsrer Gesellschaft) von der Stadt erworben worden. Im Einvernehmen mit dem letzten Vorstand der Hölderlin-Vereinigung, Herrn Prof. Dr. Theodor Haering, hat die Gesellschaft die Rechtsnachfolge derselben angetreten. Der alte Vertrag über Erhaltung und Nutzung des Hölderlinturmes ist am 16. August 1954 durch eine neue Fassung ersetzt worden. Die Stadt sichert die Ausstattung und Erhaltung des Turmzimmers und eines Ausstellungsraumes zu und nimmt in dem dritten Raum des Erdgeschosses unsre Geschäftsstelle auf. Damit hat die Hölderlin-Verehrung und unsre Gesellschaft eine neue schöne Heimstatt gefunden in diesem alten Haus mit seiner unvergleichlichen Lage überm Fluß, in den schonend hergerichteten Räumen, denen doch von allen Stätten seines Lebens am innig-furchtbarsten die Spur seines Schicksals eingedrückt ist. Die Gesellschaft dankt der Stadt und ihren Vertretern, insbesondere Herrn Oberbürgermeister

Dr. Mülberger und dem Kulturreferenten Herrn Dr. Huber, für das Entgegenkommen, das ihre Wünsche bei den Verhandlungen jederzeit gefunden haben. Nur durch ihr verständnisvolles Eintreten konnte trotz finanzieller Schwierigkeiten die seit vielen Jahren geplante Ausgestaltung endlich verwirklicht werden. Weitere Pläne betreffen die Verbesserung der unmittelbaren Umgebung des Hauses. Sie werden hoffentlich im nächsten Jahr ausgeführt werden. Seit dem 1. September befindet sich die Geschäftsstelle der Gesellschaft im Hölderlin-Haus. Großer Dank gebührt auch unserm Präsidenten, der sie in der Zeit der Raumnöte in sein Haus aufgenommen und acht Jahre lang beherbergt hat.

Daß auch an andern Orten die Erinnerung an Hölderlins Erdenweg wachgehalten und geehrt wird, bewiesen die Veranstaltungen in Lauffen, Nürtingen und Homburg. Die Stadt Lauffen will der Gedenkstätte im stillen Garten des 1918 abgebrochenen Geburtshauses des Dichters eine neue Form geben.

Der Mitgliederstand und die damit verbundene Finanzlage der Gesellschaft sind immer noch eine ernste Sorge: Es werden zur Zeit 835 Mitglieder geführt (darunter etwa 20 nichtzahlende Institutionen, mit denen wir im Austausch der Publikationen stehen); dazu kommen etwa 80 Mitglieder in der Ostzone, deren Mitgliedschaft seit der Währungsspaltung ruht, da sie den Beitrag nicht in West-Mark zahlen können. Es sind inzwischen Verhandlungen mit der Deutschen Akademie der Künste in Berlin angeknüpft worden, die hoffentlich eine Überbrückung der unheilvollen Trennung ermöglichen werden. Immer wieder erreichen uns Briefe unsrer Mitglieder von drüben, die der Gesellschaft meist seit der Gründung angehören, mit dem Bedauern, an unsern Veranstaltungen und Veröffentlichungen nicht teilhaben zu können und von der Hölderlin-Forschung abgeschnitten zu sein. Wir haben sie keineswegs vergessen. Leider gestattet uns unsre bedrängte finanzielle Lage nicht mehr als die jährliche Übersendung des Tätigkeitsberichts, der wenigstens die Verbindung aufrecht erhalten soll. – Im letzten Jahr haben sich 38 Mitglieder neu angemeldet, 20 sind ausgetreten und 46 mußten gestrichen werden, weil sie seit Jahren mit den Beiträgen im Rückstand waren und unsre Kalkulationen (Auflagenhöhe des Jahrbuchs usw.) bedenklich belasteten. Jetzt hoffen wir aber einen festen und zuverlässigen Mitgliederstand erreicht und die Einbußen seit der Währungsreform endgültig überwunden zu haben. Allerdings müssen wir zur aktiven Werbung die Mithilfe aller Mitglieder immer wieder erbitten. Die Zahl von 1000 Mitgliedern müßte um der wirtschaftlichen Rentabilität willen unbedingt erreicht werden. Auch sind fördernde Mitglieder und Spenden dringend

erwünscht, damit der Ausgleich für die zahlreichen Studenten geleistet wird, deren ermäßigter Beitrag nicht einmal die Herstellungskosten des Jahrbuchs deckt. – Ferner bitten wir unsre Mitglieder, Verbindungen zu Zeitungen, Zeitschriften und zum Rundfunk auszunutzen, um auf die Arbeit der Gesellschaft hinzuweisen. Auch der Vertrieb unsrer Publikationen bedeutet für uns Aktivierung des festgelegten Geldes. Die Hölderlin-Gedenkschrift 1943 und die Hölderlin-Jahrbücher seit 1947 sind noch zu haben. Besonders hingewiesen sei auf den kostbaren Lichtdruck der Patmos-Hymne (Jahresgabe für 1949), der ein wertvolles Geschenk ist und von unsern Mitgliedern zum ermäßigten Preis von DM 13,20 (Buchhandelspreis DM 15,60) erworben werden kann. Auch davon bitten wir bei Gelegenheit Gebrauch zu machen.

Der Geschäftsführer erstattete während der Mitgliederversammlung den Kassenbericht. Die Buchprüfung durch Diplomvolkswirt Unger am 30. April 1954 für den Zeitraum seit der letzten Jahresversammlung bestätigte die ordnungsmäßige Erfüllung der Obliegenheiten. Der Revisionsbericht lag der Versammlung zur Einsichtnahme vor. Sie erteilte dem Geschäftsführer die Entlastung.

Auf Vorschlag des Vorstandes berief die Versammlung folgende Persönlichkeiten in den Beratenden Ausschuß: Herrn Dr. Wolfgang Binder, den langjährigen Geschäftsführer der Gesellschaft; Herrn Dr. Ernst Boehringer, Ingelheim; Herrn Carl Keidel, den Drucker der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, und den Graphiker Herrn Professor Herbert Post von der Werkkunstschule Offenbach a. M.

In der anschließenden Diskussion wurde besonders für die Gewinnung der Jugend plädiert. Den Schulen soll die korporative Mitgliedschaft empfohlen werden, möglicherweise durch eine Werbung über die ministeriellen Amtsblätter. Es wurde erwogen, für die einzelnen Bundesländer Obmänner der Gesellschaft zu ernennen. An Stelle des teuren Jahrbuchs sollte man für Schüler und Studenten vielleicht eine billigere Jahresgabe besorgen. An der Diskussion beteiligten sich u. a. Dr. Hock und Dr. Schneider, beide aus Aschaffenburg. Studienrat Dr. Gerlach, Dortmund, berichtete über den Erfolg seiner 'Empedokles'-Aufführung mit einer Schülerspielschar bei der Musischen Woche in Lennep.

Mit dem Festvortrag von Prof. Dr. Karl Kerényi (Schweiz) über 'Hölderlins Vollendung' begannen die öffentlichen Veranstaltungen der Tagung. Als Ehrengäste nahmen teil: der hessische Kultusminister Arno Hennig; Prof. Dr. Tomio Tezuka aus Tokio, Direktor der japanischen Gesellschaft für deutsche Literatur und Übersetzer Hölderlins ins Japanische; der Lyriker Peter Huchel als Vertreter der Deutschen Aka-

demie der Künste in Berlin. Kultusminister Hennig nannte Hölderlin einen Eideshelfer bei der Erneuerung des deutschen Volkes nach der schuldhaften Verstrickung seiner jüngsten Geschichte und mahnte das Nachkriegsdeutschland, über äußeren Erfolgen nicht den einzig rettenden Schritt nach innen zu versäumen. – Professor Kerényi griff sein Thema auf den *heiligen Seelenwegen* und mit dem ahnungsvollen Spürsinn der modernen Mythologie an und machte seine Ausführungen durch die Bildkraft und glühende Innerlichkeit seines Vortrags zum offenbaren Erlebnis. Sie sind in diesem Jahrbuch gedruckt.

Am Nachmittag wurde im Kurhaus die vom Hölderlin-Archiv besorgte Ausstellung von Hölderlin-Handschriften und Dokumenten aus seiner Homburger Zeit eröffnet. Eine Auswahl aus den unermeßlichen Hölderlin-Schätzen der kleinen Homburger Stadtbibliothek bildete die vielbewunderte Mitte der einzigartigen Schau. So konnte z. B. die Entstehung der Patmos-Hymne in fast allen erhaltenen Handschriften dargestellt werden, die Blätter mit der letzten Hymne 'Mnemosyne', Hölderlins letztes Gedicht *Wenn in die Ferne geht der Menschen wohnend Leben* und vieles andre mehr. – Anschließend führte Dr. Werner Kirchner als vertrauter Kenner der Geschichte Homburgs die Tagungsteilnehmer durch die Stadt, zu den Häusern, in denen der Dichter vor 150 Jahren gewohnt hat, zum landgräflichen Schloß, dem Mittelpunkt des damaligen bescheiden Musenhofes, zum Schloßpark und -teich mit den Schwänen. Seine Worte verlebendigten uns die Atmosphäre jener leid- und arbeitsegneten Jahre im Leben Hölderlins, und der unvergeßliche Blick von der Höhe des Schlosses auf die liebliche Höhenlinie des Gebirges am Abend umfing den irdischen Raum seines hiesigen Aufenthalts.

Bei der über alles Erwarten reich besuchten festlichen Abendveranstaltung stand das Dichterwort im Vordergrund. Walter Grüntzig, der Leiter des Essener Kammerschauspiels, las mit Mitgliedern seines Ensembles ausgewählte Szenen aus dem 'Tod des Empedokles', dem großen Trauerspiel, dem Hölderlins angestrengtestes Ringen in den ersten Homburger Jahren galt. Die Lesung wurde durch zwei Beethoven-Sonaten sehr glücklich umrahmt, die Dr. Karl Michael Komma, Stuttgart, mit großer Verve spielte. Über die Verwandtschaft dieser beiden Geister der gleichen Generation weiter nachzudenken wäre der Mühe wert.

Der zweite Pfingsttag, Hölderlins Geburtstag, begann mit einer Kranzniederlegung an dem von schattigen Buchen umgebenen Hölderlin-Denkmal im Kurpark. Hyperion-Worte und die Melodien einiger kleiner Hölderlin-Lieder schmückten die morgendliche Feier. – Danach fand am Hause Isaak von Sinclairs in der Dorotheenstraße die Enthüllung

einer Gedenktafel statt, die der Nachwelt die Erinnerung an die Treue dieser einzigartigen Freundesgestalt *instar omnium* bewahren will. Oberstudiendirektor Dr. Sandmann entwarf ein Lebensbild dieses edlen Sohnes Homburgs und würdigte seine Verdienste um den Staat und um seine Freunde. Dann enthüllte Bürgermeister Bastian die Tafel.

Mittags gab die Stadt im Kurhaus einen Empfang für die Mitwirkenden, bei dem die Verbundenheit im Geiste Hölderlins und die gegenseitige Dankbarkeit zum Ausdruck kam. Besonderer Dank sei hier noch Herrn Bürgermeister Bastian, Herrn Direktor Dr. Sandmann vom Verein für Geschichte und Landeskunde, Herrn Stadtbibliothekar Horst Böning und den Herren von der Kurverwaltung abgestattet, die durch ihre hilfreiche Mitwirkung viel zum guten Gelingen der Tagung beigetragen haben. – Professor Post, Offenbach a. M., schuf für die Teilnehmer an der Jahresversammlung einen bibliophilen Druck der Ode 'Mein Eigentum', die, im Herbst 1799 in Homburg entstanden, ein vollkommnes Beispiel aus des Dichters klassischer Zeit, aus dem Herbst des *reifen Gesanges* ist. – Die Homburger Tageszeitung 'Der Taunusbote' veranstaltete anlässlich der Tagung eine Sonderbeilage, in der die Hölderlin-Tradition Homburgs dargestellt werden konnte. – Das Echo der Tagung in der Presse und im Rundfunk war groß.

Den Abschluß des Programms bildete die Besichtigung des neuerstandnen Goethe-Hauses am Großen Hirschgraben in Frankfurt, die eine Gruppe interessierter Mitglieder unter der dankenswerten Führung von Dr. Freiherrn von Maltzahn am Nachmittag vornahm. Im schönen Gartensaal hatte das Goethe-Museum seine Hölderlin-Schätze zu einer kleinen Ausstellung vereinigt.

Von der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe sind seit dem letzten Bericht der zweite und der fünfte Band der Kleinen Ausgabe erschienen. Als nächster wird der Textteil von Band 6 (Briefe Hölderlins) ausgeliefert werden, dem der Apparatband folgen wird, fernerhin im Jahr 1955 Band 3 (Hyperion) und 4 (Empedokles und philosophisch-ästhetische Fragmente). Die entsprechenden Bände der Kleinen Ausgabe sollen jeweils in möglichst geringem Abstand folgen. Wir machen nochmals auf den Mitgliederrabatt beim Bezug der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe aufmerksam, auf den im letzten Jahresbericht bereits hingewiesen ist. Die Ermäßigung wird auch für den Bezug der Kleinen Ausgabe gewährt.

Unter den verstorbenen Mitgliedern beklagen wir besonders den Verlust von Herrn Lehrer Paul Haller, der seit Jahren in Nürtingen um die Hölderlin-Pflege treu bemüht war.

Am 30. Juli dieses Jahres feierte Dr. Robert Boehringer, Genf, Mitglied unsres Beirates und Verfasser von Werken über Homer, Platon, Stefan George und einigen Lyrikbänden, seinen 70. Geburtstag, zu dem ihm die Glückwünsche der Gesellschaft übermittelt wurden.

Unser Präsident, Herr Professor Dr. Kluckhohn, hat sich entschließen müssen, aus Krankheitsgründen von seinem Amt zurückzutreten. Da der Vorstand bisher die Wahl eines neuen Präsidenten nicht vornehmen konnte, amtiert vorläufig Direktor Dr. Hoffmann als Stellvertreter. – Für eine Würdigung der Verdienste Professor Kluckhohns um unsre Gesellschaft und um die Vermittlung Hölderlinischen Geistes in unsrer Zeit ist hier nicht Ort und Anlaß. Es kann aber der allgemeine Ausdruck einer tiefen und herzlichen Dankbarkeit nicht versäumt werden, in die alle einstimmen werden, die diese verehrungswürdige Persönlichkeit zu kennen das Glück haben.

Abgeschlossen Anfang September 1954.

A. Kelletat

Einem vielfach geäußerten Wunsch folgend beabsichtigt die Geschäftsstelle, Anfang nächsten Jahres ein Verzeichnis der Mitglieder der Gesellschaft drucken zu lassen. Zur Kontrolle der Kartei bitten wir diejenigen Mitglieder, deren Personalien oder Anschrift sich gegenüber der Adresse, unter der ihnen dieses Jahrbuch zugesandt ist, geändert haben, die Änderung bis zum 31. Januar 1955 der Geschäftsstelle, Tübingen, Hölderlin-Haus, mitzuteilen.

EDUARD LACHMANN

HINWEIS AUF TATSACHEN

Zu dem Aufsatz: „Zum Fortgang der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe“ von Hans Pyritz im Hölderlin-Jahrbuch 1953, Seite 80–105 verweise ich auf folgende Tatsachen:

1.) Zu Seite 100, Zeile 19–30 von oben, wo der Schlußsatz der Ode „Dichterberuf“ als „unleugbare Crux“ bezeichnet und Beißners Lösung („Anflug schmerzlicher Ironie“) „nicht ganz befriedigend“ genannt wird, vergleiche: „Der Brenner“, XVIII. Folge, 1954, Innsbruck, Wilhelm Kütemeyer, „Pathologie der Wahrheit“, wo es auf Seite 76 heißt: „Damit wäre die Höhe und Tiefe der Neuzeit erreicht. Ein Zustand der Dinge, wie ihn Hölderlin, vor hundertundfünfzig Jahren hellseherisch das Kommende vorwegnehmend, voraussetzt, wenn er darauf hofft, daß ‚Gottes Fehl hilft‘. Er hofft natürlich nicht auf den Atheismus. Sondern er hofft darauf, daß in einer gottentfremdeten Welt die völlige Ohnmacht des Göttlichen in menschlicher Gestalt neben der Allmacht und dem innigsten Leben als eine seiner drei Formen erkennbar und als einzige Bedingung seiner Wirksamkeit ergreifbar werde. Als Grundbedingung der Wirksamkeit besonders inmitten des Aufstands der Masse. Und der Sturmflut der materiellen Welt.“

2.) Zu Seite 90, Zeile 7 fg. von unten. Friedrich Beißner hat bei der Veröffentlichung des Warthäuser Fragments in der Corona 1941 die Zugehörigkeit des Fragments zu der großen Christus-Hymne „Der Einzige“ aus „Form“- und „Gehalts“-gründen bestritten.

3.) Zu S. 91 Zeile 19–26 von oben. Wenn dort gesagt wird, Lachmann „gehe doch ein wenig zu unbekümmert über die minutiösen Untersuchungen hinweg, die Beißner in einer Sonderstudie (Hölderlin-Jahrbuch 1948/49 S. 66) vorausgeschickt habe . . .“, so wird verwiesen auf Eduard Lachmann, „Hölderlins letzte Hymne“, Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1950, Nr. 12, S. 261–276, wo die Bedenklichkeit des Beißnerschen Vorgehens ausführlich dargelegt wurde.

4.) Zu S. 103, Zeile 18–11 von unten wird verwiesen auf den Beitrag zur Amann-Festschrift, Innsbruck 1954, Eduard Lachmann „Die Gewalt dichterischer Formen“ S. 95–100, wo nachgewiesen wird, daß es sich bei dem Vers: „Glücklich geboren wie jener“ um den verkürzten Schlußvers der alkäischen Strophe handelt, also um zwei daktylische Takte im Versanfang, die die Aushilfe einer „schwebenden Betonung“ überflüssig machen.

Herr Professor Dr. jur. et phil. Eduard Lachmann (Innsbruck) hat in einem an die Hölderlin-Gesellschaft gerichteten Brief um Aufnahme des vorstehenden ‘Hinweises auf Tatsachen’ gebeten. Seine Bitte wird hiermit erfüllt, obwohl nach dem Pressgesetz (auf das sich Professor Lachmann, wie er ausdrücklich erklärt, auch nicht berufen will) keine Verpflichtung bestünde. Herr Professor Dr. Pyritz hat den ‘Hinweis’ gelesen und sieht seinerseits keinen Anlaß zu weiterer Stellungnahme.

SCHRIFTEN DER FRIEDRICH HÖLDERLIN GESELLSCHAFT

I

FRIEDRICH HÖLDERLIN

PATMOS

Dem Landgrafen von Homburg
überreichte Handschrift

Mit einem Nachwort von WERNER KIRCHNER

1949. IV, 10 Seiten Gedicht im Faksimile-Lichtdruck

14 Seiten Nachwort

Bibliophiler Pappband DM 15.60



J.C.B. MOHR (PAUL SIEBECK) TÜBINGEN